Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Visual Library

Der kleine Tim.

Skizze von H. Lengauer.

Der kleine Tim lag am Wegrain im hohen Grase und schaute hinweg über die gelbwallenden Kornfelder nach dem fern aufragenden dunklen Tannenwalde, hinter dem jetzt eben der feurig rote Ball der scheidenden Sonne versank.

Wie wunderschön dieser Abendsonnenglanz doch war! Wie in Glut getaucht schwammen die kleinen Federwölkchen dahin, und weiter nach rückwärts, immer blasser, immer sanfter abgetönt schimmerte das Firmament, bis es allmählich, wie in silberne Schleier gehüllt, den letzten rosigen Schein verlor und die Dämmerung hereinbrach.

Schon füllten die Schatten das Tal, aber noch immer dachte der kleine Tim nicht an den Heimweg. Er wußte es ja, die Mutter zankte nicht, sie ließ ihn gewähren, wie er wollte. Ach, seine liebe, schöne, süße Mutter! Im Gedenken an sie wurde dem Knaben ganz weich ums Herz; sie schalt niemals, wie es der Vater getan hatte, der so lange krank lag und im Frühjahr erst gestorben war. Ach, im vorigen Jahre, da durfte Tim niemals nach dem Abendläuten mehr ins Freie, da mußte er vor dem Bette sitzen, die Kissen zurecht rücken, frisches Wasser holen und dergleichen Dienste tun. Und wenn es dann draußen abendlich kühl wurde und sich die Dorfkinder fröhlich herumbalgten, da hielt ihn der Kranke erst recht fest und kein Bitten konnte ihn erweichen. Er gestattete niemals, daß der kleine Tim aus der schwülen Stube auch nur auf einen Augenblick fortging.

Der Knabe erschrak plötzlich über seine eigenen Gedanken:

Ob es wohl Sünde war, daß er so glücklich seine jetzige Unabhängigkeit empfand, jetzt, da der arme, tote Vater im Dorfkirchhof unter Rosen, Geranien und Nelken den letzten Schlummer schlief? Er hatte sich noch niemals recht gewünscht, der Vater möge wieder da sein; immer war er nur froh und glücklich darüber gewesen, daß er die Mutter noch besaß, sie allein füllte sein Kinderherz voll und ganz aus.

Aber eines war doch, das ihm weh tat und ihn kränkte, nämlich, daß er immer in Sehnsucht an seine Mutter denken mußte. Sie ging so still im Hause umher, tat fleißig alle Arbeit, war aber dabei wortkarg, fast finster. Tagelang sprach sie nicht mit dem Kinde; noch niemals hatte er eine Liebkosung von ihr empfangen. Sie liebte den Knaben auf ihre herbe, einsilbige Art. Sie glaubte alles getan und ihre Mutterpflicht hinlänglich erfüllt zu haben, wenn sie für sein Essen sorgte, seine Kleider im Stande hielt, sein Bettlein richtete und manchmal nach seinen Schulaufgaben fragte. Sie meinte, er entbehre dabei nichts und ahnte nicht, wie sehr das Kind litt. Der Vater war immer kränklich, grämlich und mürrisch gewesen und so schloß sich der Knabe immer mehr an die Mutter an. Sein kleines, heißes Herz brannte vor Sehnsucht nach einem zärtlichen Worte aus der Mutter Munde. Ja, als er einmal eine junge Bäuerin ihr kleines Kind herzen und küssen sah, da entstand in seinem Innern ein qualvoller Schmerz, ein lodernder Wunsch, ein stechendes Gefühl des Neides, das ihn nie mehr zur Ruhe kommen ließ.

Ach, wenn ihn die Mutter nur ein einziges Mal auch so geküßt hätte! . . . Sein Leben hätte er freudig hingegeben für eine Zärtlichkeit von ihr.

Der kleine Tim war auch unsäglich stolz auf seine Mutter! Kein anderes Kind hatte, seiner Ansicht nach, eine Mutter, so zierlich und schlank so jugendlich noch und so frisch. Glänzend wie gesponnenes Gold legte sich eine schwere Flechtenkrone um den schmalen, feinen Kopf. Und dazu hatte die Mutter blaue Augen wie Kornblumen, Wangen wie Milch und Blut, und einen schmellenden kirschroten Mund mit kleinen, schneeweißen Zähnchen, die man aber selten zu sehen bekam, da die Mutter niemals lachte. Aber einmal, da hatte sie doch gelacht . . laut, herzlich, übermütig . . . Dem kleinen Tim stieg jedesmal eine Röte in das Gesicht, er wußte selbst nicht, warum, wenn er an dieses Lachen dachte.

Es war wenige Wochen nach des Vaters Tod — und ein herrlicher Abend. Die Fenster standen weit offen, die Wiesenblumen dufteten, die Mondsichel stieg langsam am Himmel herauf. Die Mutter lehnte an der Türe und starrte schweigend hinaus in die Stille. Und da kam plötzlich der junge Nachbar, der Müller in das Haus, brachte der Mutter ein Sträußchen Blumen und sah sie dabei mit seltsamen Blicken an. Der junge Müller war ein Schulkamerad der Mutter und als Kinder hatten sie zusammen ge-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

spielt. Dann war er lange in der Fremde geblieben So erzählte einmal die Mutter! Nun schien er zurück gekommen zu sein, ohne daß man im Dorf davon wußte.

Bei seinem Eintreten tat die Mutter einen kleinen Schrei und wurde erst blaß, dann glühend rot im Gesicht . . . Später ging die Mutter mit dem jungen Müller zusammen hinaus in den Grasgarten vor das Haus und dort wandelten die Beiden lange umher im Mondschein unter den Apfelbäumen, und der Knabe hörte die Mutter plaudern und lachen, so laut und glücklich lachen, wie noch nie zuvor und doch hatten sie den Vater erst hinausgetragen in seinem Sarge. Gerade durch denselben Grasgarten hindurch, über die hellgrünen Wiesen mit den weißen Sternblumen hinweg war damals die Mutter weinend geschritten hinter der schwankenden Bahre her. Und nun lachte sie . . . und sie lachte auch noch dazu, als der junge Müller sie beim Abschied leicht an sich zog, seinen Kopf tief herabneigte und ihr einige Worte in das Ohr flüsterte . . .

Der kleine Tim aber haßte plötzlich den jungen Müller, wie er noch nichts und niemand im Leben gehaßt hatte.

Und heute noch, wenn er daran dachte, ballte er die kleinen Fäuste in eifersüchtiger Wut . . .

Nun aber war es spät geworden.

Der kleine Tim erhob sich aus dem Grase und schaute lang zum Himmel empor. In seinen Träumereien hatte er es gar nicht bemerkt, daß der letzte, lichte Schein längst erloschen war und schwarze Wolken am Himmel heraufzogen. Jetzt machte sich Tim eilig auf den Heimweg. Ganz am Ende des Dorfes lag das Häuschen der Mutter. Als Tim seiner ansichtig wurde, zeigten aus dem Schornstein aufsteigende blaue Rauchwölkchen an, daß Frau Barbara schon am Herde mit der Bereitung des Nachtmahles beschäftigt war. Tim stieß einen jauchzenden Freudenruf aus, trat in das Häuschen und begrüßte die Mutter. Erstaunt blieb er stehen.

Frau Barbara stand im Sonntagsstaate, angetan mit ihrer besten seidenen Schürze, dem blumigen Halstuch und dem reichen Silbergeschmeide vor dem Herde.

„Gut, daß Du kommst, Tim", sagte sie etwas verlegen . . . „Du kannst jetzt für Dich das Essen kochen . . . Ich selbst habe noch einen Gang zu tun" . . .

„Aber wohin denn, Mutter . . . es ist schon Abend . . . und das Sonntagskleid wollt Ihr auch noch anlegen?" . . .

Frau Barbara wandte sich ab.

„Was geht es Dich an, dummer Bub. Ich komme in einer halben Stunde zurück. Geh Du einstweilen zu Bett" . . .

„Jetzt schon?" jammerte der Knabe.

„Gleich nach dem Essen, hörst Du wohl!" befahl die Mutter streng.

Am Himmel zuckte jetzt ein gelber Schein auf.

„Siehst Du, Mutter . . . Wetterleuchten . . . vielleicht bekommen wir gar ein Gewitter. Da fürchte ich mich allein."

Die Mutter machte eine ärgerliche Bewegung.

„Wie dumm Du doch bist! Ein Gewitter ist eine gute Sache. Wenn Du in der Schule aufgepaßt hättest, würdest Du erfahren haben, daß Gewitter die Luft von angesammelten schädlichen Dünsten reinigen, daher nützlich und notwendig sind!"

„Aber es ist ja so schrecklich das Blitzen und Donnern!" klagte das Kind . . .

„Schrecklich, aber fruchtbringend und wohltätig. Fühlst Du denn nicht, wie schwül es ist und im Garten da lechzen die Blumen und Bäume nach dem Regen."

„Geh nicht fort, Mutter . . . mir ist es so bang!" bat der Knabe.

Da wurde Frau Barbara ernstlich böse.

„Ich habe Dir doch gesagt, daß ich in einer halben Stunde wieder daheim bin. Solange kannst Du Dich wohl gedulden, eigensinniger Bub!"

„Ist das gewiß, Mutter . . . in einer halben Stunde?" . . .

„Ganz gewiß . . . geh nur inzwischen in Dein Bett!" . . .

Dann ging die Mutter in die Kammer. Tim hörte sie noch eine Weile die Schubladen öffnen und schließen, dann ging sie zur Türe hinaus, ohne Tim auch nur eines Wortes oder Blickes mehr zu würdigen.

„Ich habe die Mutter erzürnt", dachte Tim betrübt. „Wenn sie nach Hause kommt, will ich sie um Verzeihung bitten" . . .

Dann begann er zu essen; er nahm die fertig gekochten Kartoffeln aus dem Hafen vom Herde und schälte sie; Butter und Milch hatte die Mutter auf den Tisch gestellt. Sonst pflegte Tim reichlich und mit gutem Appetit zu essen. Heute schmeckte es ihm nicht! der Bissen quoll ihm im Munde. Bald stand er auf und schritt nach dem Fenster. Die Nacht war dunkel und schwül und noch immer zuckte von Zeit zu Zeit ein fahlgelber Schein über den Horizont.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Nun muß die Mutter bald kommen . . . Nun ist es eine halbe, — bald schon eine ganze Stunde, seit sie fortgegangen ist", dachte Tim unruhig. „Wo sie nur hin ist . . .warum kommt sie so lang nicht?"

Dann fiel dem Knaben ein, daß Frau Barbara streng befohlen hatte, er möge ins Bett gehen. Gehorsam begab sich das Kind in seine ärmliche, weißgetünchte, kahle Kammer. Immer an die Mutter denkend, stets bang lauschend, ob sich der gewohnte Schritt noch nicht im Hausflur vernehmen ließ, schlief Tim endlich ermüdet ein . . . Wie lange er geschlafen, das hätte er nicht zu sagen gewußt, als Tim von einem heftigen Donnerschlag geweckt, wirr in die Höhe fuhr. Das Gewitter, das so lange schon drohend am Himmel stand, war jetzt mit voller Macht hereingebrochen. Durch das schmale vorhanglose Kammerfensterchen sah man die grellen Zackenlinien der Blitze sich scharf vom schwarzen Nachthimmel abzeichnen. Noch rauschte kein Regen herab und eine bängliche, erwartungsvolle Stille lag über der Natur. Tim erhob sich von seinem Lager, schlüpfte in seine Kleider und horchte auf den Schlag der Turmuhr. Gottlob, schon Mitternacht, da mußte die Mutter schon längst dabeim sein. Gewiß war sie recht müde und verschlief das Gewitter. So dachte das Kind, denn im Häuschen blieb alles still, während doch draußen bei den Nachbarn die kleinen Fenster erleuchtet waren; ein Zeichen, daß man dort das Unwetter wachend abwartete. Das Toben der Elemente nahm zu; der Sturm heulte jetzt entsetzlich, ein schwacher Regen setzte ein, hörte aber bald wieder auf. Und dann schoß plötzlich ein ungeheurer Feuerstrahl direkt herab auf Tims Häuschen, ein krachender Donnerschlag folgte und im Augenblick war das Zimmer, in dem der Knabe angstvoll betend auf die Kniee gesunken war, mit Rauch und Flammen erfüllt.

„Das hat eingeschlagen!"

Die Nachbarn riefen es, das Horn des Nachtwächters jammerte durch die Nacht, im Dorfe begann man, die Spritzen aus der Scheune zu ziehen. Einige Strohdächer standen in Flammen. Das Haus, in dem der kleine Tim wie betäubt am Boden lag, wurde zuerst bespritzt. Beherzte Männer drangen ein und retteten das Kind.

Tim erholte sich rasch.

„Die Mutter . . . um Gottes Willen, die Mutter ist noch in ihrer Kammer . . . bringt ihr Hilfe!" schrie plötzlich der Knabe, sich jäh aufrichtend.

„Es ist niemand mehr im Hause", sagte ein Nachbar.

„Doch, doch . . . meine liebe Mutter . . . sie schläft nur so fest und hat gewiß das Gewitter nicht gehört."

Eine alte Frau trat herzu.

„Laßt den Buben schwatzen . . . haltet Euch nicht damit auf. Die Barbara ist nicht in der Stube, sie ist mit dem jungen Müller zum Tanz in das nächste Dorf gegangen" . . .

„Das lügt Ihr!" . . .

Tim sprang auf.

„Meine Mutter hat versprochen, in einer halben Stunde schon zurück zu sein. Jetzt ist es Mitternacht vorbei . . . sie muß im Hause sein!"

Und ehe es die Umstehenden verhindern konnten, drang das Kind mutig in das brennende Haus, um selber die Mutter zu retten. Durch Flammenglut bahnte es sich einen Weg in der Mutter Kammer. Mit versengten Haaren, glimmenden Kleidern, von der unerträglichen Hitze gequält, halb erblindet vom beißenden Rauche kam es dort an. Der Boden brannte, das Bett der Mutter aber stand noch unversehrt in der Ecke, — es war leer! . . . Mit irren Blicken schaute der kleine Tim um sich! Er sah den Ausgang nicht mehr; Rauchwolken erfüllten die Stube, im Getäfel begann es zu knistern und zu krachen, ein Balken neigte sich nach vornen, Mörtelgeröll kam ins Rutschen . . . der Knabe schrie laut auf, denn eben senkte sich die berstende Decke auf ihn herab . . . das brennende Haus begann zusammen zu stürzen, alles unter seinen Trümmern begrabend. — — —

Der Brand ist gelöscht . . . das Gewitter hat sich verzogen, auch der Regen hat wieder aufgehört, hinter den abziehenden dunklen Wolkenmassen wird das nächtliche Firmament mit seiner Sternenpracht sichtbar.

In einem der nachbarlichen Vorgärtchen liegt, gestützt von schnell herbeigeschafften Kissen und Deckstücken, den armen, verbrannten Leib mit einer Wolldecke zugedeckt, der kleine Tim. Einige Leute sind schon fortgegangen, den Arzt aus dem nächsten Städtchen herbei zu holen, obgleich alle überzeugt sind, daß in einem solchen Falle jegliche ärztliche Kunst vergeblich ist. Der kleine Knabe rührt sich nicht; er hat die Augen geschlossen und atmet schwer und mühsam. Auch die Nachbarn um ihn her zerstreuen

sich allmählich. Sie wollen heim, ausruhen, sich erholen von dem ausgestandenen Schrecken. Helfen kann ja doch keiner; wenn nur die Mutter erst da wäre . . . es muß ja bald zu Ende gehen.

Endlich huscht eilig eine dunkle Gestalt über die stillen, nächtlichen Wiesenwege. Es ist Frau Barbara! Schon hat sie erfahren, was geschehen ist. Nur noch soweit tragen sie die zitternden Füße, daß sie dicht vor ihrem unglücklichen Kinde in die Kniee sinken kann. Sie beugt sich über den regungslosen Körper, legt ihren weichen, feuchtwarmen, roten Mund mit zärtlichem Drucke auf die verdorrten, schmerzlich zuckenden Lippen des sterbenden Knaben. Und da kommt plötzlich Leben in die starr ausgestreckte Gestalt. Dieser stets so heiß ersehnte, endlich erhaltene Mutterkuß verscheucht alle Schmerzen des Leibes, drängt alle Angst, alle Bangigkeit, alle Schrecknisse und die Schauer des nahenden Todes aus der Seele des Kindes. Seine Augen öffnen sich weit, ein mildes Lächeln liegt auf den schmerzverzerrten Zügen. Ein Flüstern weicher, süßer Mutterzärtlichkeit trifft sein Ohr und in den schon verschleierten Augen glänzt ein Strahl der Verwunderung, der Rührung, glückseliger Freude auf. Was waren alle Entbehrungen, alle Leiden, alle Schmerzen der Vergangenheit gegen das Glück, das er jetzt empfand? Die Mutter liebte ihn ja doch! Er fühlte ihre warme, lebensvolle Hand unter seinem Haupte als eine weiche, selige Ruhestatt. Und dann sah er auch ihr liebes, schönes, totblasses Gesicht ganz nahe und etwas Heißes quoll daraus herab über seine Wangen. Die Mutter weinte, weinte um ihn! Die Wahrnehmung von etwas so Großem, Liebevollem, Feierlichem, als es Muttertränen sind, verwirrten den Knaben, ein heißes Dankesgefühl für so viele Güte, Mitleid und Liebe wallte in ihm auf. Er wollte sich aufrichten, doch da ging ein lähmendes Gefühl durch seinen Körper, ein Rauschen tönte in seinen Ohren, schwarze Schleier senkten sich an seinen Augen herab, aber noch immer fühlte sich der kleine Tim fest von Mutterarmen umschlossen, noch immer flossen die Tränen auf sein Gesicht herab, noch immer hörte er die leise geflüsterten Liebeslaute, und aller Jubel seiner scheidenden Seele legte sich in die letzten, mühsam gehauchten Worte:

„Mutter . . . liebe, liebe Mutter!" . . .

Alle Bitterkeit hatte sich in Süße, aller Kampf der kleinen Brust in Ruhe verwandelt. . . Ueber das junge, leichtfertige Weib aber, das im fassungslosen Jammer am Boden lag, sich die Brust zerschlug und die Haare raufte, war das Gewitter hinweg gerast, das schreckliche, furchtbare, aber reinigende, nützliche und fruchtbare Gewitter des Schicksals . . .

— Ende. —

Um Gotteslohn.

Original-Erzählung von Irene v. Hellmuth.

I.

Eben hub die Abendglocke mit feierlich ernstem Klang zu läuten an. Die Knechte und Taglöhner auf dem Felde, die noch beschäftigt waren, die letzten Garben des reifen Kornes zusammen zu binden, nahmen schweigend ihre Hüte ab, wie es von jeher Brauch gewesen, falteten die Hände und beteten den Englischen Gruß.

Es war ein ungewöhnlich heißer Tag gewesen und eine drückende, Atem beklemmende Schwüle lagerte noch immer auf der ausgedörrten Flur, wo nicht der leiseste Windhauch zu spüren war.

„Was stehst denn da und gaffst den Himmel an, anstatt zu arbeiten? Eile Dich doch, daß wir vor Einbruch der Nacht noch fertig werden!" rief der Bauer Klaus Grotter einem seiner Taglöhner zu, einem schmächtigen, müde aussehenden Mann, dem es schon von weitem anzumerken war, daß eine schwere Sorge auf ihm lastete.

Der Angerufene fuhr bei den polternden Worten seines Brotherrn erschrocken zusammen, nahm aber sofort die unterbrochene Arbeit wieder auf, indem er bekümmert und tief aufseufzend erzählte:

„Um mein krankes Weib daheim mach ich mir halt gar so viel Sorgen, ich denk alleweil, sie kanns nimmer recht lang treiben. Der Doktor will es mir nicht sagen, er geht nicht raus mit der Sprache, aber sein Gesicht zeigt nichts Gutes an. Er möcht mich ja immer vertrösten, und wenn ich ihn frag, wie es steht — er ist

so ein herzensguter Mann — dann zuckt er die Achseln und meint, unser lieber Herrgott, der kann ja alles, also kann er auch da noch helfen, — ja, das glaub ich schon, daß er es kann, — aber —"

Das Weitere blieb unverständlich. Der Mann fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen, die ihm feucht geworden waren, und beschäftigte sich damit, einige verstreut umherliegende Aehren zusammen zu lesen.

„Na, gar so schlimm wirds doch nicht sein, Konrad", meinte der Bauer um vieles milder, als zuvor.

Konrad nickte und seufzte wieder: „Was soll ich mit den fünf Kindern anfangen, wenn meine Frau nicht mehr gesund wird? Ich kann nicht zurecht kommen mit den kleinen Würmchen."

Es war nach und nach ganz dunkel geworden, und unter Lachen und Plaudern traten die Knechte und Mägde den Heimweg an. Als Letzter folgte Konrad noch. Er ging allein. Die andern, meist jüngere Leute, suchten seine Gesellschaft nicht; er war ihnen zu schweigsam und zu ernst. Als er zu Hause angekommen, die enge, niedere Stube betrat, schlug ihm eine dumpfe, schwüle Luft entgegen. Er riß das Fenster auf, ihm war, als könne er nicht atmen, als schnüre ihm etwas die Kehle zusammen.

Lachend saßen dann alle fünf um den Tisch, und begannen mit gutem Appetit zu essen.

Die Ausstattung des Stübchens war die denkbar einfachste: In der Mitte einer jener großen, viereckigen Tische, so plump und klotzig, wie man sie nur auf dem Lande findet; an der einen Längswand der große, grüne Kachelofen, darum eine rauhe Holzbank angebracht war. Gegenüber stand das Bett, davor ein dreibeiniger, niedriger Stuhl mit allerlei Arzneigläsern und Flaschen.

Behutsam auf den Zehenspitzen gehend, schlich Konrad zu dem armseligen Lager und warf einen ängstlich forschenden Blick auf das wachsbleiche Gesicht, welches zwischen den rot- und blaugewürfelten Kissen sichtbar wurde.

„Armes Weib", murmelte er dann, „Gott möge uns helfen!"

Das Talglicht, das auf dem Tische brannte, flackerte unruhig, von einem leisen Luftzug bewegt und warf einen matten Schein auf die Kranke, die sich mühsam halb aufrichtete.

„Bist Du schon da, Konrad?" fragte sie. Wirst wohl Hunger und Durst haben, und ich kann nichts für Dich tun, — — gar nichts, — ach, ist das ein Elend! Immer mußt Du Dich plagen und sorgen, und dann nicht einmal ein richtiges Essen, warum sind wir denn gar so arm und so jämmerlich daran!"

Sie fing leise an zu weinen.

„Sei still und klag nicht immer", tröstete der Mann, die Hand der Kranken in die seinige nehmend, „hat uns Gott ein Kreuz auferlegt, so nimmt ers uns auch wieder ab, wenn es Zeit ist dazu. Verlaß Dich nur stets getrost auf ihn, er wirds wohl machen!"

„Amen", tönte es leise von der Türe her.

Die beiden Ehegatten blickten sich überraschend an, als ein altes, gebückt gehendes Männchen über die Schwelle trat und einen großen, irdenen Topf auf den Tisch stellte.

„Das schickt Dir die Bäuerin", sagte der Alte dabei, „sollst es Dir gut schmecken lassen."

Dann entfernte er sich mit herzlichem „Gute Nacht."

„Siehst Du", rief Konrad seiner Frau zu, „hab ichs nicht gesagt? — Nun ist schon der Tisch gedeckt! Na, die Kinder sollen sich freuen, wo stecken sie denn wieder?"

„Die werden wohl nicht weit sein, und wenn sie hören, daß es was zu schmausen gibt, bekommen sie flinke Beine."

Die Frau hatte recht. Der Vater brauchte nicht lange zu rufen. Die kleine Schar kam lärmend angestürmt. Lachend saßen dann alle fünf um den Tisch und begannen mit gutem Appetit zu essen. Sie bemerkten es kaum, daß der Vater noch nicht einmal den Löffel eingetaucht hatte. Freilich, Reisbrei, noch dazu so dick mit Zucker und Zimmt bestreut, das war ein gar seltener Leckerbissen für die hungrigen Kinder des armen Taglöhners. Hätte der Va-

ter ihnen nicht den Topf weggenommen, so wäre derselbe wahrscheinlich noch in Stücke gegangen, da jedes der Kinder ihn zum Auslecken haben wollte.

Lächelnd sah die Kranke zu. Für sich verlangte sie nichts, sie war glücklich, daß die Kinder sich satt essen konnten, — morgen würde wohl der gute Vater im Himmel sorgen. —

Ein schmaler Fußpfad führte rechts vom Dorfe zu einer bewaldeten Anhöhe. Von da aus genoß man eine herrliche Aussicht auf das ganze Tal. Dort oben stand das Herrenhaus, das stolz auf die niederen Hütten des Dorfes herabsah. Und stolz waren auch die Bewohner, die Nachkommen eines uralten, einst reichen und mächtigen Adelsgeschlechtes. Der gegenwärtige Herr des schönen Besitztums, Eugen von Tannheim, war der flotteste Offizier gewesen, den man sich denken konnte. Man munkelte Verschiedenes über die Schulden des gnädigen Herrn, die ihn, wie es allgemein hieß, zuletzt zwangen, seinen Abschied zu nehmen und sich auf sein stilles Tannheim, den eigentlichen Stammsitz der Familie, zurückzuziehen.

Die Landbewohner, die trotz alledem noch einen gewaltigen Respekt vor dem gnädigen Herrn hatten, wagten indessen nicht, irgend welche Aeußerungen laut werden zu lassen. Für Eugen von Tannheim aber existierten „diese Leute" überhaupt nicht; er und seine Frau, eine stolz und hochmütig dreinblickende Blondine, pflegten über die Bauern hinwegzusehen, als wären sie gar nicht vorhanden.

Wenn Frau Emma von Tannheim sich langweilte, was eben nicht selten geschah, so bedeutete dies für die Dienerschaft jedesmal einen schlimmen Tag. Man konnte dann gar nichts Besseres tun, als der Gnädigen so viel als möglich aus dem Wege zu gehen, denn in dieser Zeit war ihr durchaus nichts recht zu machen. Wenn aber zur Langeweile sich noch der allerschlimmste Feind so mancher vornehmen Frau, die Migräne, gesellte, dann war es vollends nicht mehr auszuhalten, dann betrat selbst der gnädige Herr nur auf ausdrücklichen Wunsch seiner Frau ihr Zimmer. Herr Eugen von Tannheim machte dann jedesmal ein Gesicht, als ob er in einen sauren Apfel gebissen hätte, doch saß er geduldig eine Zeitlang neben dem Ruhebett, auf dem die Leidende lag und hörte ihre Klagen und Seufzer an. Daß er sich dabei abmühte, irgend etwas zu ersinnen, das ihm Gelegenheit gab, sobald als möglich zu entrinnen, brauchte die Gattin ja nicht zu wissen.

Frau Emma von Tannheim gehörte zu jenen Naturen, die immer etwas zu klagen haben, um sich und ihre Umgebung damit zu quälen; deshalb wechselte auch die Dienerschaft sehr oft und man hatte immer fremde Gesichter um sich. Der gnädige Herr benutzte daher jeden sich ihm bietenden Vorwand, dem „Gewinsel" zu entfliehen. Der Einzige, der der Gnädigen manchmal derb die Wahrheit sagte, war der alte Hausarzt, Dr. Rottner. Er durfte sich das erlauben, denn er war schon bei den Eltern der jungen Frau Arzt gewesen, und hatte Emma schon als Kind gekannt. Er verlor auch nicht so leicht die Geduld, wenn man ihn um jeder Kleinigkeit willen ins Herrenhaus berief. — — —

Es war ein furchtbar heißer Tag, und Frau Emma hatte ihre Migräne „wie noch nie". Alle angewandten Mittel erwiesen sich als fruchtlos, keines wollte Linderung bringen. Mehr als eine halbe Stunde war schon vergangen, seit man den gnädigen Herrn zu der Leidenden gerufen. Sie lag auf ihrem Ruhebett und erging sich wie gewöhnlich in heftigen Klagen über ihr schweres Geschick, welches kaum noch zu ertragen sei.

Herr von Tannheim vermochte seine Ungeduld nicht länger mehr zu unterdrücken.

„Ich meine", begann er, im Zimmer hin- und hergehend, „Du solltest ein wenig frische Luft hereinlassen, anstatt so in diesem Halbdunkel hier zu liegen ,oder geh doch ein wenig spazieren, Du kommst dann auf andere Gedanken."

Sie warf dem Sprecher einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Nein, nein, ich will nicht, die Luft und die Sonne, das alles schadet mir, ach, ich bin so matt und kraftlos, und viel kränker als Du denkst!"

„So fahre doch, wenn Du schon nicht gehen willst, meinte er wieder.

„Ich glaube, Du hast nicht das richtige Verständnis für mein Leiden, das Rädergerassel würde mich noch mehr aufregen!"

„Aber ich möchte wirklich ein wenig frische Luft schnappen, liebe Emma, ich — komme bald wieder zurück!"

„Nein, nein, bleibe hier, ich will nicht allein sein", klagte sie weinerlich.

„Aber so komme doch mit!"

„Ich kann nicht!"

„So bleibe meinetwegen hier, ich halte es nicht mehr aus!" rief der Gatte unmutig.

Er hatte dabei die Türe heftig ins Schloß geworfen und eilte fort.

„Da drinnen aber ist es fürchterlich", murmelte er für sich.

Frau Emma war empört.

„O, der Grausame, — der Herzlose, — ach mein Kopf, — — ich — sterbe!"

Stöhnend sank sie auf die Kissen zurück. Gleich darauf gellte die Klingel durch das Haus.

„Man soll sofort Dr. Rottner zu mir rufen", befahl die aufgeregte Frau dem herbeieilenden Mädchen.

Nach kurzer Zeit stand der Doktor vor der Leidenden und hörte ruhig, doch mit leisem Lächeln, ihre Klagen an.

„Glauben Sie mir, lieber Freund, ich bin krank, sehr krank, ich fühle mich zum Sterben elend."

„Ja, ja —, ich weiß," kam es etwas gedehnt von den Lippen des alten, treuherzig blickenden Mannes, der seine hellen klugen Augen forschend auf der jungen Frau ruhen ließ. „Die Langeweile plagt Sie wieder, meine Gnädige, das ist alles."

Frau Emma seufzte hörbar.

„Ach ja; Doktor, es ist wirklich langweilig. Nichts macht mir Freude —, die Gesellschaften, Bälle, Konzerte — alles, alles habe ich schon bis zum Ueberdruß genossen — es macht mir keine Freude mehr, es langweilt mich höchstens! — Was soll ich beginnen, lieber Freund, raten Sie mir! Nichts gewährt mir Befriedigung, ich fühle mich unglücklich."

Dr. Rottner hatte sich in Eifer geredet. Seine Wangen glühten förmlich, und die freundlichen Augen hingen erwartungsvoll an dem etwas blassen Gesicht seiner stummen Zuhörerin.

Der Doktor lächelte wieder, wie vorhin, etwas malitiös zu den Worten der Patientin.

„Ich weiß nicht", fuhr die junge Frau nach kurzer Pause fort, „wie ich das ändern soll. Das Leben erscheint mir öde —, trostlos öde und leer. Und das soll nun immer so bleiben —, immer —, bis ich alt und grau geworden bin?"

Der Doktor hatte ihr ruhig zugehört, er hielt, wie es so seine Gewohnheit war, die Hände auf dem Rücken gekreuzt und wanderte auf und ab.

„Soll ich Ihnen sagen, was Ihnen eigentlich fehlt, gnädige Frau?"

Da Emme nickte, fuhr er fort: „Die Arbeit! Sie ist es, die allein Befriedigung gewähren kann! Wenn ich abends so recht müde und abgehetzt nach Hause komme, wenn ich den ganzen Tag über tüchtig geschafft habe, und ich darf mir eingestehen: Du hast heute redlich und ehrlich Deine Pflicht erfüllt, hast getan, was Du konntest, nichts versäumt, nichts vernachlässigt —, dann fühle ich mich am wohlsten! Sehen Sie, das ist es! Dabei strecke ich mich behaglich in meinem Sorgenstuhl aus, rauche mein Pfeifchen, trinke mein frisches Schöppchen und lege mich zufrieden aufs Ohr. Da möchte ich wahrhaftig mit keinem König tauschen, so wohl ist mir! Wenn ich mich all der dankbaren Blicke erinnere, die meine armen Kranken mir zugeworfen, und wenn ich mir sagen kann: Du hast manchem verzagten Herzen Trost und neue Lebenshoffnung gebracht —, das tut wohl! Ich muß ja freilich bekennen: Unser Wissen ist nur Stückwerk, und die beste Hilfe kommt immer von dem, der Herr ist über Leben und Tod —, aber meine Arbeit tut doch das ihrige dabei!"

Dr. Rottner hatte sich in Eifer geredet. Seine Wangen glühten förmlich, und die freundlichen Augen hingen erwartungsvoll an dem etwas blassen Gesicht seiner stummen Zuhörerin. Man sah es dem gütigen Manne an, daß er Trost und frohe Zuversicht in die Herzen der Leidenden und Verzagten zu gießen verstand

„Was Sie mir da erzählen, ist alles schön und gut, lieber Doktor —, gewiß —, aber was könnte ich denn tun? Ihre Arbeit ist doch nicht die Meinige?" entgegnete Emma leise.

„O, an Arbeit soll es Ihnen niemals fehlen, meine liebe, gnädige Frau!" fiel der Doktor eifrig ein, „ich weiß sogar sehr viel Arbeit für Sie, eine segensreichere Tätigkeit kann es

kaum geben, passen Sie auf, was Ihnen mit der Zeit für Freuden daraus erblühen!"

„Nun?" fragte Emma erwartungsvoll, als er einen Moment schwieg.

„Begleiten Sie mich doch auf meinen Gängen zu den armen Kranken und Notleidenden! Ich sage Ihnen, da gibt es viele Tränen zu trocknen, viele Seufzer zu stillen, viele Not zu lindern! Hätte ich nur immer sechs Hände statt zwei, wie wollte ich sie rühren! Die Kinder waschen, wo die Mutter krank ist, Suppe kochen, aufräumen, die Wohnung in Ordnung bringen, glauben Sie mir, Sie würden nie mehr über Langeweile klagen."

Emma überfiel ein Grauen.

„Puh!" sagte sie, „welche Zumutung! Es ist ja entsetzlich, was Sie da alles verlangen! Ich sollte schmutzige Kinder waschen, zu den Kranken gehen, damit ich mir etwa eine ansteckende Krankheit hole! Das haben Sie doch nicht im Ernst gemeint?" —

„Und warum nicht? — — „Baue Du zum Glück mit eigener Hand die Brücke, beglücke Du —, so wirst Du glücklich sein!" — „Fürwahr, das ist ein schönes Wort, und wer es erprobt hat, der erkennt seine Wahrheit!"

Eine kleine Pause entstand. Frau Emma schien über dieser Unterhaltung ihre Schmerzen und Klagen völlig vergessen zu haben. Sie saß jetzt aufrecht, die gewöhnlich matt blickenden Augen hingen gespannt an des Doktors Gesicht.

„Beglücke Du —, so wirst Du glücklich sein", wiederholte sie leise. Sie war ganz in Gedanken versunken, während der Doktor ein Zeitungsblatt aus seiner Tasche zog und es vor Emma ausbreitete.

„Was haben Sie denn da wieder?" fragte sie.

„Auch eine Gelegenheit, Gutes zu wirken, ohne besondere Anstrengung", bemerkte er trocken, und wies mit dem Finger auf eine blau unterstrichene Stelle.

„Welcher edle Menschenfreund wäre geneigt, ein etwa fünfjähriges Mädchen, dessen Mutter jüngst gestorben, um Gotteslohn bei sich aufzunehmen? Der Vater, ein armer Taglöhner, sieht sich außer Stande, seine fünf Kinder richtig zu erziehen!"

Frau Emma hatte halblaut gelesen und schaute wieder auf den Doktor, ihre Lippen kräuselten sich etwas spöttisch.

„Ich finde diese Annonce höchst geschmacklos", bemerkte sie. — „Um Gotteslohn." —

„Danke gehorsamst!"

„Weshalb Sie?"

„Weil — ich selbst diese Annonce in die Zeitung setzen ließ."

„Ah — so, wie kommen Sie denn dazu?" rief Emma überrascht.

„Sehr einfach. Dem armen Konrad Grüner, der drunten im Dorfe das letzte Häuschen bewohnt, starb jüngst seine Frau. Die Leute hatten sowieso nicht viel, aber die Frau war lange krank gelegen, der Mann, ein Taglöhner, mußte um deswillen manche Arbeit versäumen, das kostet Geld, und so zog bittere Not und Armut in die Hütte ein. Ich tat, was ich konnte, aber die anderen Armen warten auch auf Unterstützung. Ich hätte mir gern selbst eines von den Kindern ins Haus genommen, aber was soll so ein Wurm in meiner Junggesellenwirtschaft? Ich bin fast den ganzen Tag nicht daheim, und meine alte, brummige Haushälterin hat einen Abscheu vor kleinen Kindern. Der arme Konrad muß nun die Woche hindurch tüchtig arbeiten, um die hungrigen Mäuler notdürftig zu füllen. Was dabei aus den Kindern wird, die sich den ganzen Tag selbst überlassen sind, läßt sich leicht denken. Mich erbarmt ihre Not und so bin ich denn auf der Suche nach Pflegeeltern für die Schutzlosen. Zwei davon habe ich schon glücklich untergebracht."

„Der reine Waisenvater", spottete Emma, indem sie die Annonce nochmals durchlas.

„Um Gotteslohn", begann sie dann wieder, „sagen Sie, bester Herr Doktor —, glauben Sie an solchen Gotteslohn?"

Der Angeredete sah beinahe erschrocken aus.

„Gewiß, gnädige Frau!"

„Ei, das reizt mich fast. Ich wäre wirklich neugierig, was zum Beispiel ich als Lohn bekäme für meine gute Tat! Was denken Sie, Herr Doktor, was ich mir wünschen soll —," lachte Emma in spöttischem Ton.

„Ich denke, jede gute Tat birgt den Lohn schon in sich selbst! Oder rechnen Sie die innere Befriedigung für nichts?"

„Innere Befriedigung", sagte sie beinahe verächtlich, „ich möchte andern Lohn und meine, der reiche Gott muß auch reich lohnen. Darauf hin will ich es wagen! Bringen Sie mir die Kleine, Doktor, ich nehme sie bei mir auf! Ist es denn ein leidlich hübsches Kind?"

Dem guten Mann wurde es recht schwer ums Herz. Er bereute es tief, mit der oberflächlichen Frau über sein Anliegen gesprochen zu haben. Was würde aus dem Kinde werden, wenn es in solche Hände kam! Doch wußte er auch genau, daß Emma von einem einmal

gefaßten Plan nur schwer abzubringen war. Er machte einen letzten Versuch.

„Müßten Sie nicht erst mit Ihrem Gatten sprechen, um seine Meinung zu hören? fragte er in dieser Absicht.

„Ach nein", meinte die junge Frau leichthin, „was kümmert ihn das? Bringen Sie mir das Mädchen immerhin! Das Andere ist meine Sache." —

Gedankenvoll schritt Dr. Rottner den Berg hinab. Er wollte erst einmal zu Hause nachfragen, ob man ihn nicht irgendwo brauchte; denn da er im weiten Umkreis der einzige Arzt war, wurde er bald hierhin, bald dorthin gerufen.

Seine Haushälterin empfing ihn denn auch schon unter der Türe.

„Ach Gott, Herr Doktor, da sind Sie ja endlich! Schier die Augen hab' ich mir schon ausgeschaut nach Ihnen! Sie müssen gleich einsteigen, es ist schon lange angespannt, und die Pferde werden schon ungeduldig. Drüben in der Fuchsmühle liegt ein Kind schwer krank."

„In die Fuchsmühle? Da soll ich noch heute hin?"

„Ja, ja, Herr Doktor, sogleich!"

„Hm, das ist fatal, da werde ich vor Nacht nicht zurück sein. So muß ich mein Vorhaben bis morgen verschieben."

Nimm mich wieder mit, lieber, guter Herr Doktor, rief sie, sich an ihn klammernd, „ich will zu meinem Vater, ich will nicht dableiben!"

Mit diesen Worten stieg der Doktor in den bereitstehenden Wagen und kutschierte davon.

Am folgenden Morgen durchlief die Kunde das Dorf, daß die kleine Gertrud, das Töchterchen des Konrad Grüner, im Herrenhause Aufnahme finden werde, und man wurde nicht müde, das „unerhörte Glück" zu besprechen.

In der Tat sah man am Nachmittag den Dr. Rottner, der das Kind an der Hand führte, den Weg nach dem Gutshause einschlagen. Als er oben ankam, wurde ihm mitgeteilt, daß die gnädige Herrschaft ausgefahren sei und erst spät zurückerwartet würde. Unschlüssig stand er da und überlegte, was zu tun sei. Da er indessen die kleine Gertrud nicht wieder mitnehmen wollte, übergab er sie einstweilen dem Kammermädchen. Allein Gertrud fing heftig zu weinen an, als ihr Beschützer sie verlassen wollte, er redete ihr liebreich zu, doch sie schluchzte nur um so heftiger.

„Nimm mich wieder mit, lieber, guter Herr Doktor", rief sie, sich an ihn klammernd, „ich will zu meinem Vater, ich will nicht da bleiben!"

So sehr es dem guten Doktor zu Herzen ging, es half nichts —, er versuchte, die kleinen Hände von seinem Arm zu lösen. Endlich war es ihm gelungen.

„Hör' auf mit dem Geflenne", schrie das Kammermädchen heftig das Kind an, nachdem der Doktor fort war, und schüttelte es derb hin und her.

„Na", fuhr sie dann fort, „da hat sich die Gnädige eine schöne Rute aufgebunden, ich danke. Wenn ich nur wüßte, wo ich den Schreihals unterbrächte, bis die Herrschaft heimkommt u. das Nähere bestimmt?"

„Nimm das Mädel doch einstweilen mit in Dein Zimmer", riet die Köchin.

„Fällt mir nicht ein, ich will Ruhe haben", war die Entgegnung.

Wie ein scheues Vögelchen drückte sich die Kleine in die Ecke und schluchzte weiter. Das bittere Gefühl des Verlassenseins bemächtigte sich ihrer, es wurde dunkel um sie her, und niemand kümmerte sich um das Kind. Als die Herrschaft nach Hause kam, da war die kleine Gertrud auf der Bank eingeschlafen. Die braunen, mageren Händchen hatte sie ineinander verschlungen, auf den Wangen sah man noch deutlich die Spuren der vergossenen Tränen. —

Jahre sind vergangen. Die Tochter des Taglöhners Konrad Grüner ist zu einem schönen blühenden stattlichen Mädchen herangewachsen. Sie hegt eine zärtliche, liebevolle Zuneigung für ihren alten Vater, dessen Stolz und Freude

sie ist. Täglich legt sie den Weg vom Herrenhaus nach der niedrigen Hütte zurück, täglich ermahnt der Alte seine Tochter, gut und fromm zu bleiben, und sich der gnädigen Herrschaft dankbar zu erzeigen für alle Wohltaten. Auch Frau Emma von Tannheim hat es nicht bereut, daß sie damals das kleine Mädchen ins Haus nahm. Freilich, im Anfang schien es, als könnte Gertrud sich in dem vornehmen Hause nicht eingewöhnen, sie weinte Tag und Nacht, und Frau Emma hieß das Kind, sobald es sich bei ihr zeigte, sofort wieder hinaus gehen, weil das Weinen sie nervös machte. Der gnädige Herr kümmerte sich nicht im Entferntesten um die Kleine.

Aber mit einem Male änderte sich die Sache. Als nämlich die junge Frau eines Abends gerade zufällig an der Kammer vorbei ging, die man Gertrud zum Schlafen angewiesen hatte, hörte sie das Kind drinnen wiederum heftig weinen. Ein tadelndes Wort auf den Lippen, wollte sie eben in das Gemach treten, blieb aber unentschlossen stehen und lauschte; denn Gertrud hob eben an, wie sie es von frühester Jugend gewöhnt war und wie die Eltern es sie gelehrt hatten, ihr Nachtgebet zu sprechen. Oft unterbrochen von bitterlichem Schluchzen, aber doch verständlich klangen die Worte heraus:

„Du mein Schutzgeist, Gottes Engel, weiche, weiche nicht von mir,
Leite mich durchs Tal der Mängel, bis hinauf, hinauf zu dir!
Laß mich stets auf dieser Erde deiner Führung würdig sein,
Hilf mir, daß ich besser werde, laß mich keinen Tag entweih'n.
Steh vor allem mir zur Seite, wenn Versuchung lockt und winkt,
Steh mir bei im letzten Streite, wenn der Mut zum Kampfe sinkt."

Unwillkürlich hatte Frau Emma die Hände gefaltet und leise die so wohl bekannten Worte mitgesprochen. So stand sie noch, als es drinnen längst still geworden war. Eine Träne rollte ihr langsam über die Wange. Wie lange war es her, daß sie selbst von der Mutter dies Gebet gelernt. Wie lange schon hatte sie nicht mehr an das Beten gedacht!

Deutlich stand die Erinnerung an ihre Mutter vor der Seele der jungen Frau. Sie dachte daran, wie die Teure, längst Entschlafene sich gefreut, als ihr Töchterlein die Verse endlich auswendig hersagen konnte. Wie oft mahnte die Mutter: „Kind, das Beten darfst du nie vergessen." Und doch hatte sie in ihrem späteren Leben sich fast nie mehr an diese Worte der Mutter erinnert. Erst jetzt fiel ihr das alles wieder ein, sie fühlte sich seltsam bewegt. Frau Emma war dann in die Kammer getreten, und es gelang ihrem tröstenden Zuspruch, das Kind zu beruhigen und zum Einschlafen zu bewegen. Von jenem Abend an bekümmerte die gnädige Frau sich lebhafter als bisher um Gertrud, sie wußte selbst nicht, was es war, das sie zu dem schwächlichen Geschöpfchen hinzog. Und ein Kindesherz ist leicht zu gewinnen. So bald es merkt, daß man ihm Zuneigung entgegenbringt, wird es zutraulich. Auch Gertrud vergaß bald ihre anfängliche Scheu vor der vornehmen Frau, die sich nun manche Stunde mit der Kleinen beschäftigte. Als das Mädchen herangewachsen war, da erkannte es auch, daß Frau von Tannheim gar nicht so hochmütig und stolz war, wie sie nach außen hin erschien, daß in ihr doch ein gutes Herz wohnte. — — —

Eines Tages — die Sonne war schon im Sinken und schwebte als rotglühender, flammender Ball am tiefblauen, wolkenlosen Himmel — wanderte Gertrud mit einem Körbchen am Arm dem nahen Dorfe zu. Unterwegs begegnete ihr Dr. Rottner, der stets gut Freund zu ihr war. Der noch immer rüstige alte Herr blieb beim Anblick des hübschen jungen Mädchens stehen. Auf seinem gutmütigen, von vielen Falten durchzogenen Gesicht lag ein heimliches Schmunzeln.

„Du," redete er die Näherkommende an, „kannst Du mir vielleicht sagen, weshalb der neue Förster sich gerade immer hier herumtreibt, wenn Du zu Deinem Vater gehst? Eben bin ich ihm wieder begegnet."

Gertrud war etwas verlegen geworden und schlug die Augen zu Boden. Eine jähe Röte huschte über das liebliche Gesicht.

„Wie sollte ich denn das wissen, Herr Doktor?" lautete die Antwort.

„So, so —, schau mal an —, Du weißt es nicht? Hast ihn wohl noch gar nicht bemerkt, den Herrn Förster? Ei, Du Schelmin, und warum wirst Du so rot? Na, vor mir brauchst Du kein Geheimnis daraus zu machen, ich weiß es ja doch! Es ist ein schmucker Jägersmann, das muß ich sagen, und einen schlechten Geschmack hat er auch nicht. Blitzsauber schaust aus, Mädel! Eigentlich sollte ich Dir das nicht sagen, aber — was tuts — Dein Liebster und Dein Spiegel —, die verraten es Dir ja doch!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Herr Doktor", fuhr Gertrud auf, und ihre schwarzen Augen funkelten so zornig den vor ihr Stehenden an, „ich muß doch sehr bitten, ich habe keinen Liebsten, folglich kann er mir auch nichts dergleichen sagen!"

„Potz Element!" lachte Dr. Rottner belustigt auf, „fahr mir nur nicht gleich ins Gesicht, kleine Hexe! Wenn der Förster Dein Liebster noch nicht ist, so wird er's werden, das sieht doch ein Blinder. Und im Vertrauen, Mädel, ich habe ihm vorhin ein wenig auf den Zahn gefühlt, da hatte ich es heraus, er ist in Dich verliebt! Greif zu, Gertrud, einen schmuckeren Mann kannst Du nicht bekommen, wie den Förster Gotthelf. Und er hat ehrliche Absichten."

Das liebliche Gesicht Gertruds glühte wie eine Feuerlilie, sie gab keine Antwort und stürmte ohne Gruß an dem verblüfften Doktor vorbei, den Berg hinab. Der Alte schaute ihr lächelnd nach.

„Ja, lauf nur —, lauf, Du Wetterhexe, es ist doch so, wie ich sage, wenn Du es auch leugnest! Der Doktor Rottner hat noch scharfe Augen, wenn er auch nicht mehr zu den Jungen gehört!" rief er hinter dem Mädchen drein.

Gertrud hörte es nicht. In ihrer Aufregung wußte sie kaum, was sie tat, sie eilte so rasch vorwärts, und achtete wenig auf den Weg. — Plötzlich stolperte sie über einen großen Stein, und wäre unfehlbar gefallen, wenn nicht Förster Gotthelf eben zur rechten Zeit herbeigeeilt wäre. Er fing die schlanke Gestalt in seinen Armen auf.

Gertrud konnte im ersten Schreck kein Wort hervorbringen, sie lag sekundenlang, ohne sich zu regen, und ohne etwas zu denken, an der Brust des Mannes. Nur ihr Herz pochte in heftigen Schlägen, so daß es ihr fast den Atem raubte.

Die Situation, in der er sich befand, schien dem jungen Förster keineswegs unangenehm zu sein, vergnüglich blitzten seine hellen blauen Augen, ein leises Lächeln spielte um die bärtigen Lippen.

„O bitte, Fräulein, es ist gern geschehen, wenn Sie mich wieder brauchen, ich bin mit Vergnügen bereit, und wünsche nur, daß ich dann eben so rasch zur Hand sein kann, wie diesmal."

Jetzt lachten sie beide, und in dem treuherzigen Blick, den der junge Mann auf das Mädchen heftete, lag so viel Zärtlichkeit, daß dieses wie geblendet die Augen zu Boden schlug.

Schweigend schritten sie eine Weile nebeneinander hin. Der Förster begleitete Gertrud bis ans Dorf, aber keines von beiden bemerkte es, daß mancher neugierige Blick ihnen folgte, daß jeder Vorübergehende sie lächelnd betrachtete. —

Noch oft trafen die jungen Leute sich an derselben Stelle, ohne daß sie es miteinander verabredet hatten. Bald war es kein Geheimnis mehr, daß die zwei ein Paar werden würden.

Längst hätte auch der junge Förster das Mädchen, dem er innig zugetan war, gefragt, ob sie seine geliebte Frau werden wolle, wenn nicht sein — des Försters — Vater sich ernstlich dieser Verbindung widersetzt hätte. Der stolze Mann wollte die Tochter des Taglöhners nicht als Mitglied seiner Familie aufnehmen. Wenn die Erwählte auch im Herrenhause erzogen worden war, so blieb ihre Herkunft in seinen Augen dennoch eine niedrige. Der Vater des Försters war der Bürgermeister des Ortes, und als solcher glaubte er, auf Ansehen halten zu müssen.

Gertrud ahnte natürlich davon nichts. In ihrem Herzen sang und klang es vor übergroßer Lust und Freude. Sie wußte es, der hübsche Jägersmann, — dem der grüne Hut mit dem Adlerflaum so keck auf dem leichtgewellten Haar saß, — liebte sie treu und wahr. Wenn er auch bisher nichts davon verlauten ließ, so sagten es ihr seine blitzenden Augen, die immer so freudig aufleuchteten, wenn sie ihm begegnete.

Kaum war sie im Stande, das große Glück zu begreifen. Der innere Jubel kam manchmal ungewollt auch nach außen hin zum Ausdruck, so daß der Vater sie oft kopfschüttelnd betrachtete, wenn sie strahlend und heiter in das kleine ärmliche Stübchen trat.

„Was ist denn eigentlich mit Dir geschehen, daß Du gar so lachend in die Welt schaust?" fragte er manchmal. Er hatte schon allerlei munkeln hören von dem Förster und seiner Gertrud. Nach solchen Fragen schlang das Mädchen wohl die Arme um den Hals des Vaters, und schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Hab' nur noch ein wenig Geduld, bald sollst Du es ja erfahren."

Und an einem wunderschönen Sommertag lag Gertrud lachend und weinend vor Glück an der Brust des überraschten Alten, und neben ihr stand in seinem schönsten Sonntagsstaat der junge Förster Franz Gotthelf und bat in bewegten Worten um die Hand des Mädchens. Er wollte Gertrud halten als sein kostbarstes Gut, versicherte er, sie sollte nie bereuen, sein Weib geworden zu sein.

„Die Tage der Mühe und der harten Arbeit sind nun für Dich vorüber, Vater", versicherte

Gertrud, „Du sollst, wenn wir verheiratet sind, zu uns ziehen, im Forsthause ist Platz genug für Dich. Mein Franz hat es mir versprochen, daß Du Deine alten Tage in Ruhe und Frieden verbringen sollst. Hast Dich auch geplagt genug Dein Leben lang."

Dem Alten rannen die Tränen über die gefurchten Wangen.

„Gott segne Euch, meine Kinder," sagte er gerührt; mehr brachte er nicht heraus.

Daß der Bürgermeister, der alte Gotthelf, endlich doch seine Einwilligung zu der Verbindung gab, das war einzig dem guten Dr. Rottner zu danken. An ihn hatte sich der junge Förster gewandt in seiner Not, weil er wußte, daß der Doktor sehr viel Einfluß auf den Vater hatte. Es kostete freilich viele Mühe, den starren Eigensinn des Bürgermeisters zu brechen, aber endlich gelang es doch. Dafür aber bat der Doktor sich aus, daß er bei der Hochzeit den ersten Walzer mit der jungen Frau Försterin tanzen dürfe, was ihm mit Freuden zugesagt wurde.

Und an einem wunderschönen Sommertag lag Gertrud lachend und weinend vor Glück an der Brust des überraschten Alten, und neben ihr stand in seinem schönsten Sonntagsstaat der junge Förster Franz Gotthelf und bat in bewegten Worten um die Hand des Mädchens.

IV.

Inzwischen gestalteten sich im Herrenhause die Verhältnisse immer trüber. Es gingen jetzt verschiedene zweifelhafte Menschen da ein und aus, mit denen es immer lange Verhandlungen gab. Was Gertrud hie u. da von den Reden auffing, beunruhigte sie im höchsten Grade. Die gnädige Frau schloß sich oft tagelang in ihr Zimmer ein, die Dienerschaft war jetzt bedeutend verringert worden, den gnädigen Herrn bekam man wochenlang gar nicht zu Gesicht. Die Leute im Dorfe munkelten allerlei, daß Herr von Tannheim verzweifelte, aber nutzlose Anstrengungen mache, um jeden nur möglichen Preis neue Hypotheken auf das Gut aufzunehmen. Aber dasselbe sollte schon bis zum Aeußersten belastet sein, so daß niemand mehr einen Pfennig hergeben wollte.

Es war gekommen, wie es kommen mußte. Jeder hatte das vorausgesehen, und die Bauern waren kaum überrascht von dem Ausgang der Sache. Der gnädige Herr war ein leidenschaftlicher Spieler, er hatte oft hohe Summen verloren und in der Hoffnung, das Verlorene wieder zu gewinnen, immer größere Opfer gebracht. So stand er jetzt am Abgrund und bemühte sich vergebens, noch einmal aus dem Sumpf herauszukommen. Seit acht Tagen lief er in der Hauptstadt herum und suchte das nötige Geld zusammenzubringen. Ueberall wurde er mit höflichem Bedauern, mit kühlen Worten abgewiesen. — —

Frau Emma v. Tannheim hatte verboten, irgend jemand zu ihr zu lassen. Nur den Dr. Rottner empfing sie noch. Er war auch der einzige, dem sie ihren Kummer klagte.

„Ist das vielleicht der erwartete Gotteslohn?" fragte sie oft. „Mußte es so weit mit uns kommen, daß wir am Ende noch gezwungen sind, unser altes Stammgut zu verlassen? Ach, das überlebe ich nicht."

„Noch ist nicht aller Tage Abend, gnädige Frau," war die tröstende Antwort. „Der alte Gott lebt noch, hoffen Sie auf ihn, denn er vermag viel! Er wird Alles zum Besten lenken."

Sie zuckte die Achseln.

„Glauben Sie, daß ich Ihren „alten Gott" in diesen Tagen nicht gesucht habe? Gerungen und gefleht habe ich —, auf den Knien bin ich vor ihm gelegen —, vergebens —, es hilft nichts! Freilich, ich erinnerte mich seiner erst, als ich in Not war —, früher dachte ich nicht an ihn, und nun — hat auch er meiner vergessen!"

„Beruhigen Sie sich", mahnte der Doktor, „Gott vergißt keines seiner Kinder."

Eines Abends trat Herr von Tannheim aufgeregt in das Zimmer seiner Gattin und verlangte das Letzte, was sie besaß, den alten, kostbaren Familienschmuck. Derselbe bestand aus

einem prachtvollen Halsgehänge, das mit echten Diamanten und Perlen besetzt war und ein kleines Vermögen repräsentierte. Dasselbe befand sich schon lange im Besitz der Familie und erbte sich fort von Glied zu Glied. Frau Emma hatte es als glückliche Braut getragen und dann später bei manchem frohen Feste. Es war ihre Freude und ihr Stolz gewesen, und sie weigerte sich ganz entschieden ,es herauszugeben. Dabei kam es zwischen den Ehegatten zu einer heftigen Szene. Wütend stürzte der Mann fort. Als Gertrud eine Viertelstunde später den Tee in das Zimmer der gnädigen Frau brachte, fand sie diese in Tränen aufgelöst.

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?" stotterte das junge Mädchen erschrocken.

Frau Emma machte eine abwehrende Handbewegung. Dann übergab sie Gertrud einen kleinen Schlüssel, indem sie ihr zuflüsterte: „Geh hinüber nach dem Balkonzimmer, in dem Eckschränkchen steht ein kleiner Kasten aus Ebenholz, den bringe mir."

Gertrud kehrte bald mit dem Verlangten zurück und stellte den silberbeschlagenen Kasten vor die noch immer Weinende hin. Mit tiefem Seufzer schlug Frau von Tannheim den Deckel zurück, nahm das kostbare Familienprunkstück heraus, und, es dem Mädchen zeigend, fragte sie bewegt: „Ist es nicht schön, ist es nicht herrlich?"

Es war nicht das erste Mal, daß Gertrud die seltene Pracht bewunderte, sie hatte das Geschmeide schon öfter gesehen, aber immer entzückte sie das Leuchten und Funkeln der echten Steine.

Frau Emma schien gar keine Antwort erwartet zu haben, sie betrachtete aufmerksam das blitzende Kleinod und murmelte: „Nein, nein, ich gebe es nicht her, es ist mein Eigentum, doch wo verberg ich es?"

Sie sah sich im Zimmer um, dann griff sie, wie sich besinnend an ihre Stirn und schüttelte den Kopf.

„Nein", fuhr sie dann in ihrem Selbstgespräch fort, „Eugen ist doch wahrhaftig kein Dieb, ich habe nichts zu fürchten." Damit übergab sie dem unschlüssig dastehenden Mädchen den Kasten wieder.

Während sie prach, hörte sie draußen die Stimme ihres Gatten. Erschrocken riß sie das Kästchen an sich, und schob es in ein Fach ihres Schreibtisches. Es war die höchste Zeit gewesen. Die Türe wurde ungestüm aufgerissen, und Herr von Tannheim stand in drohender Haltung vor seiner Gattin. Jetzt erst erblickte er Gertrud, die scheu zurückgewichen war.

„Was willst Du hier," herrschte er das Mädchen an. „Geh hinaus, Dein Vater wartet draußen auf Dich, ich sah ihn eben in der Vorhalle!"

Gertrud eilte davon. Sie zitterte heftig, das Aussehen des gnädigen Herrn hatte sie erschreckt. Was mochte das zu bedeuten haben? Gedankenvoll schritt sie der mit Oleander- und Lorbeerbäumen gezierten Vorhalle zu, wo der Vater sie erwartete.

„Du kommst jetzt seltener als sonst, mein Kind", begann der Alte in vorwurfsvollem Ton, „da trieb mich die Sorge zuDir herauf, ich fürchtete, es möchte Dir etwas zugestoßen sein."

Zärtlich umschlang das Mädchen den Alten.

„Sorge Dich nicht um mich, Vater, mir fehlt nichts, nur kann ich jetzt nicht immer weg, wie ich möchte. Du weißt ja, die gnädige Frau hat ihre Kammerjungfer entlassen, und da muß ich nun deren Stelle vertreten."

„Kind, steht es denn so schlimm um die gnädige Herrschaft, wie die Leute sagen? Ich kann es nicht glauben, es heißt allgemein, das Gut müßte verkauft werden?"

Gertrud nickte.

„Ich glaube, es ist so, die gnädige Frau tut mir herzlich leid, sie weint fast den ganzen Tag."

Damit winkte sie dem Vater, ihr zu folgen.

„Du wirst müde sein", fuhr sie fort, „komm mit und setze Dich einstweilen, ich will nur erst noch einmal fragen, ob die gnädige Frau meiner nicht bedarf."

Sie führte den Alten in ein kleines, behaglich ausgestattetes Stübchen und eilte in banger Sorge um die Herrin davon.

„Frau von Tannheim will noch ein wenig in den Park gehen", berichtete sie zurückkehrend, „man bedarf meiner heute nicht mehr, ich begleite Dich nachher ein Stückchen, vielleicht kann ich Franz gute Nacht sagen, er wird mich wahrscheinlich ebenso wie Du, schon einige Tage vergebens erwartet haben."

Der Alte lächelte.

„Ja, der ist gestern bei mir gewesen, ich kam eigentlich seinetwegen zu Dir herauf. Er sorgt sich um Dich, hat mir viele Grüße aufgetragen."

Ein glücklicher Ausdruck lag auf dem hübschen, frischen Gesicht Gertruds.

„Nun, das hat ja jetzt die längste Zeit gedauert", meinte sie nachdenklich, „bald sind wir ganz vereint.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Als dann Vater und Tochter im hellen Mondschein den Bergabhang hinabwanderten, sahen sie schon von weitem die hohe Gestalt des Försters auf sich zukommen. Freudig schloß er Gertrud in die Arme.

„Mein Mädel, mein liebes", flüsterte er, „ich konnte es kaum noch aushalten vor Sehnsucht! Wie gut, daß Du nun bald einziehst in das stille Försterhaus."

Lange sprachen sie von der Zukunft, die so Glück verheißend vor ihnen lag. — —

Am folgenden Morgen raunte es Einer dem Andern zu, daß im Herrenhause ein kostbarer Diamantschmuck gestohlen worden sei, und daß sich der Verdacht gegen den alten Konrad Grüner richte. Zwar offen sprach man nicht davon, denn die gnädige Frau hatte das streng untersagt; unbegreiflicher Weise wollte sie auch von einer Anzeige nichts wissen. Sie beharrte dabei, der Schmuck müsse sich wieder finden, und sie möchte nicht, daß Unschuldige unter so schwerer Anklage zu leiden hätten. Auf ihren ausdrücklichen Befehl unterblieb die öffentliche Meldung des Diebstahls.

So sehr Dr. Rottner auch gegen eine Anschuldigung des alten Grüner protestierte, man schenkte ihm wenig Glauben, denn die Dienstboten versicherten übereinstimmend, daß Konrad Abends spät noch im Herrenhause gewesen sei, während doch die gnädige Frau behauptet hatte, daß der Schmuck gegen Abend sich noch in ihrem Besitz befand. Wer die Sache unter die Leute gebracht, wußte niemand, auch wollte keiner den Verdacht zuerst ausgesprochen haben, allein, man zischelte überall davon.

Frau von Tannheim versicherte wiederholt, sie glaube niemals daran, daß Gertrud den Diebstahl ausgeführt haben könnte, dazu schien ihr gar nicht fähig zu sein, aber — so legte man sich insgeheim das Vorkommnis aus — das Mädchen hatte wahrscheinlich dem Alten von dem Schmuck gesprochen, und dieser konnte dann der lockenden Versuchung nicht widerstehen. Diese Annahme schien den Dorfbewohnern die richtige zu sein. Umsonst beteuerte Gertrud, daß von dem Schmuck gar nicht die Rede gewesen sei; vergebens schwur der Alte, daß er das kostbare Kleinod nie zu Gesicht bekommen habe —, man lächelte nur zweideutig und — zuckte die Achseln. Freilich wagte keiner, die Anschuldigung dem Alten direkt ins Gesicht zu sagen, aber er wußte es doch, daß der schwere Verdacht des Diebstahls auf ihm ruhte.

Am Abend dieses Schreckenstages eilte Gertrud, von banger Sorge getrieben, den Berg hinab, um womöglich ihren Franz zu sehen. Er schien bereits auf sie gewartet zu haben, auf seiner sonst so heiteren Stirn lag eine finstere Wolke.

„Um Gotteswillen, mein Liebster", schrie das Mädchen entsetzt auf, „Du glaubst doch nicht etwa —, daß ich —, oder mein Vater —"

Er ließ sie nicht ausreden.

„Still davon, Gertrud, da sei Gott vor, daß ich an Eurer Rechtschaffenheit zweifle", sagte er beruhigend, „ich kenne doch mein gutes Mädel, — vor mir brauchst Du kein Wort zu Deiner Rechtfertigung zu sagen —, aber —, die Andern —, die glauben nur zu gern, was man über Euch spricht. O, über diese hämischen, neidischen und mißgünstigen Menschen darfst Du Dich nicht kränken.". —

„Wenn Du nur an mich glaubst, dann mögen die anderen reden, was sie wollen, es ist mir gleichgültig!" fiel das Mädchen rasch ein.

„Mir läge an der ganzen Sippschaft nichts, ich würde Dich ihnen allen zum Trotz sogleich heimführen als mein geliebtes Weib —, aber — —".

„Nun?" fragte Gertrud ängstlich, als Franz beklommen schwieg.

„Du weißt ja, wie der Vater ist", fuhr er nach kurzer Pause fort. „Zwar besitzt er ein gutes Herz, doch einen harten Kopf, und man hat ihn jetzt so gegen Dich aufgehetzt, daß er schwur, nicht eher seinen Segen zu unserem Bunde geben zu wollen, bis die ganze Sache sich aufklärt. Und daran wird er festhalten, ich kenne ihn! Siehst Du, das ist es, was mir Sorge macht. Unsere Vereinigung ist nun weit —, weit hinausgeschoben, wer kann sagen, wie alles enden wird? Und ohne den Segen des Vaters will ich einen solchen Schritt nicht unternehmen, es führt zu keinem Glück."

„Laß mich mit dem Vater reden", meinte Gertrud nachdenklich, „wenn ich ihm bei dem Andenken an meine selige Mutter schwöre, daß wir unschuldig sind, so muß er mir doch glauben."

„Und selbst, wenn er Dir glauben würde —, im Grunde seines Herzens teilt er den schändlichen Verdacht gar nicht —, es würde uns sehr wenig helfen, denn die öffentliche Meinung ist gegen Euch, und das gibt den Ausschlag. Ehe es nicht am Tage ist, wer der Dieb ist, dürfen wir nicht die geringste Hoffnung auf eine Sinnesänderung hegen. Sag, Gertrud, hast Du gegen niemand Verdacht?"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Nein," gab das Mädchen fest zurück, „gegen niemand!"

Gertrud hegte wohl einen Argwohn — das Gesicht des gnädigen Herrn am gestrigen Abend wollte ihr nicht aus dem Sinn —, aber — sie mochte es nicht einmal sich selbst eingestehen, viel weniger einem anderen Menschen.

Ein Weilchen blieb es still zwischen beiden, dann begann das junge Mädchen wieder: „Das ists ja eben, was den Verdacht auf uns lenken mußte. Von der ganzen Dienerschaft kam keines in jenes Zimmer, keines wußte auch, daß der wertvolle Schmuck sich zur Zeit dort befand; er war nur mir und der gnädigen Frau bekannt."

„Aber ich kann doch als Zeuge auftreten, da ich ja Deinem Vater und Dir gestern Abend begegnete, und folglich gesehen haben müßte, wenn der Erstere etwas in der Hand gehabt hätte.

„O, Franz, das wird nichts helfen, denn das Kästchen ist nicht groß, man könnte es bequem in die Tasche stecken."

Der Förster stampfte zornig mit dem Fuße auf.

„So ist auch diese Hoffnung dahin", rief er heftig, „was aber sollen wir beginnen?"

„Warten wir auf den, der allein helfen kann", sagte Gertrud fast heiter, und ihre Augen leuchteten hoffnungsfroh, so daß auch in die Brust des Mannes neue Zuversicht einzog. — „Gott ist meine Hoffnung und mein Trost. Er, der in das Dunkel sieht, er wird alles ans Licht bringen und uns nicht verlassen; er wird nicht zugeben, daß ein armes, unschuldiges und rechtschaffenes Menschenkind so unglücklich wird. Es ist eben eine Prüfung, die er uns auferlegt, und wir müssen sie tragen; er wird uns das Kreuz auch wieder abnehmen. Verzage deshalb nicht, Liebster!"

Bewundernd hingen die Blicke des jungen Mannes an dem hübschen, von leichter Röte überzogenen Gesicht Gertruds.

Bewundernd hingen die Blicke des jungen Mannes an dem hübschen, von leichter Röte überzogenen Gesicht Gertruds. Sie stand hochaufgerichtet vor ihm, die Augen nach oben gerichtet.

„Du bist mein liebes, tapferes Mädel", sagte Franz mit einem Anflug von Stolz. „Du wirst einmal eine richtige Hausfrau werden, an Dir kann man sich aufrichten. So lasse ich mirs gefallen. Du hast den rechten Glauben."

„Ich sorge mich nur einzig um meinen Vater", meinte Gertrud, und drängte gewaltsam die Thränen zurück, die ihr nun doch in die Augen steigen wollten.

„Um den ängstige Dich nicht; der spricht und denkt genau wie Du", versicherte Franz.

„Nun, dann ists gut, dann kann es nicht fehlen."

Mit diesen Worten schickte Gertrud sich an, umzukehren, doch der Förster hielt sie noch für einen Augenblick auf.

„Wirst Du denn trotz allem, was geschehen ist, im Herrenhause bleiben?" fragte er.

„Nein! Morgen packe ich meine Sachen und geh zum Vater. Es wird mir ja überaus zuwider, daß ich so ins Dorf zurück soll, wo sie mich nun alle über die Achsel ansehen, aber bleiben werde ich keinesfalls. Nur fürchte ich, die gnädige Frau läßt mich nicht fort. Sie glaubt ja nicht was die andern sagen, sie ist immer gut zu mir gewesen, und hätte auch den Verdacht nicht auf mich gelenkt. Es ist ihr sehr leid, daß alles so gekommen ist. Sie sitzt den ganzen Tag, und scheint über die Sache nachzudenken. Dabei spricht sie fast gar nichts, das Essen rührt sie kaum an. Als sie merkte, daß ihr der Schmuck fehlte, geriet sie in eine furchtbare Aufregung. Sie klagte und weinte, daß das ganze Haus zusammenlief. Dabei fragte sie mich ein ums andere Mal, wo das Kleinod geblieben sei, und ich konnte doch keine Auskunft geben. Als sie sich einigermaßen gefaßt hatte, war es ihr leid, solchen Lärm geschlagen zu haben, ich merkte es wohl —, aber die Dienstboten klatschten die Sache gleich nach allen Windrichtungen aus, es war unmöglich, den Leuten die Mäuler zu stopfen. Man kam nicht aus der Aufregung.

„Und was sagt denn der gnädige Herr dazu?"

„Der ist noch diese Nacht nach der Hauptstadt gereist. Er weiß noch gar nichts von dem Diebstahl. Es heißt, er habe morgen einen großen Wechsel einzulösen, und wenn er es nicht kann, würde das Gut verkauft; deshalb soll er nochmals nach der Hauptstadt gefahren sein, um irgendwo das Geld aufzutreiben. Man erwartet ihn noch diese Nacht oder morgen früh zurück. Die Dienstboten klatschten so Allerlei, ich hörte nur halb hin. Doch jetzt muß ich fort. Lebe wohl, Franz, und Gott gebe das Beste!"

Der junge Mann stand noch lange und schaute ihr nach, wie sie behend den Berg emporstieg. In seinen Augen leuchtete es, trotz aller Sorgen. Er hatte geglaubt, ein in Tränen aufgelöstes, jammerndes Menschenkind sehen zu müssen, und nun fand er sie, seine Gertrud, stark im Hoffen, fast freudig und unverzagt auf Gott vertrauend. Es tat ihm unendlich wohl, daß sie nicht klagte, wie es manche andere an ihrer Stelle getan haben würde.

Sinnend wanderte er seinem stillen Hause zu, das halb versteckt unter grünen Tannen lag. Der Vollmond warf sein silbernes Licht auf das spitze Giebeldach, leise rauschte es in den Kronen der alten Bäume. Alles atmete Ruhe und Frieden ringsum. Der junge Förster setzte sich auf die Bank, die an den Stamm einer Eiche gelehnt, ein reizendes Plätzchen bot, und dachte an sein tapferes Mädchen und an zukünftiges Glück.

V.

Durchleuchtet vom Sonnengold stieg der folgende Morgen herauf. Neu verjüngt erschien die Natur, geschmückt wie eine Braut mit Blüten ohne Zahl. Vöglein sangen schon in aller Frühe dem Herrn und Schöpfer zum Preis, überall wonniges, frisches Leben, wohin man sah.

Gertrud hatte die Nacht wenig geschlafen, sie war sehr früh aufgestanden und kramte in den Schubfächern der Kommode, um ihre Habseligkeiten in einen Koffer zu packen, da sie fest entschlossen war, das Herrenhaus im Laufe des Tages zu verlassen. Plötzlich vernahm sie das laute Winseln und Heulen des Hundes, sowie das Geräusch verschiedener Tritte unten auf dem Kieswege. Sie trat ans Fenster, fuhr aber mit einem lauten Schrei zurück und tastete nach einer Stütze, um sich aufrecht zu halten. Zitternd starrte sie eine Weile vor sich hin, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Ein Grauen hatte das starke Mädchen gepackt, etwas Entsetzliches mußte geschehen sein.

Da unten trugen vier oder fünf Männer eine aus Tannenreisig und Stangen, wie es schien, sehr eilig hergestellte Bahre, darauf lag eine regungslose Gestalt mit einem Tuche zugedeckt.

Wenn trugen sie da ins Haus?

Gertrud faßte sich an die Stirn. Das Winseln des Hundes, welcher der stete Begleiter des Herrn war, verriet ihr ohne Frage, wer der stille Mann war, den die Träger eben vorsichtig und lautlos auf die Erde niedersetzten.

Plötzlich kam Leben in die schlanke Mädchengestalt, mit dem Rufe: „O Gott, die arme, gnädige Frau!" eilte sie hinab, und sank halb betäubt an der Bahre nieder, als eben der Kutscher die Pferde in den Hof führte.

„Sagt, wie konnte denn so etwas Schreckliches geschehen? Ach, das furchtbare Unglück!" stammelte Gertrud.

„Ich war mit dem Wagen bis fünf Uhr heute Morgen an die Bahn bestellt," berichtete der Kutscher mit bleichem Gesicht. „Ich sollte den gnädigen Herrn abholen, und war ganz pünktlich zur Stelle . Wir fuhren in gemächlichem Trapp heimwärts, und ich pfiff leise ein Liedchen dazu. Schweig still! donnert der Herr mich plötzlich an, so voller Zorn, wie ich ihn nie gesehen. Mit einem Male schwingt er sich zu mir auf den Bock, greift in die Zügel und reißt und zerrt an den Strängen wie toll. Ich will ihm abraten, doch die Pferde sind schon wild geworden, sie rasen dahin wie die Furien, bis plötzlich bei einer Wegbiegung der leichte Wagen umfällt und wir beide herabstürzen! Bei mir gings gut ab, aber der arme Herr wurde mit solcher Gewalt an einen Baumstamm geschleudert, daß es ihm die Hirnschale zerschmetterte. Zuerst wußte ich gar nicht, was ich beginnen sollte, mein Bein verursachte mir so heftige Schmerzen, daß ich kaum gehen konnte, der Wagen war zerbrochen. Ich holte dann, so rasch ich es vermochte, Leute herbei — und — da sind wir nun!"

„Ja, ja, ein Unglück kommt selten allein," nickte einer der Männer.

Inzwischen war es im Hause lebendig geworden. Mit schreckensbleichen Gesichtern umstanden die Dienstboten die Bahre, darauf ihr Herr lag —, tot und still. Der letzte Träger des alten Namens hatte auf so schreckliche Weise sein Leben eingebüßt.

Der rasch herbeigerufene Arzt Dr. Rottner konnte nur den Tod des Bedauernswerten feststellen.

Tränenlos kniete Frau Emma von Tannheim an der Leiche des Gatten. Man konnte im Zweifel sein, ob sie wußte, was um sie her vorging. Sie sprach kein Wort, nur die Hände hielt sie krampfhaft in einander geschlungen, und zuweilen durchlief ein Zittern ihren Körper.

Dr. Rottner führte die willenlos Folgende endlich hinweg. Tagelang dauerte dies starre Schweigen.

Gertrud hatte ihren Plan, das Herrenhaus zu verlassen, aufgegeben, und saß nun Tag und Nacht an dem Lager der unglücklichen, tief gebeugten Frau, die weder Speise noch Trank zu sich nahm.

„Was soll nun werden?" Das war fast die einzige Frage, die die bleichen Lippen aussprachen.

Gertrud wußte keine Antwort darauf. So sehr sie wünschte, der Armen helfen zu können, mußte sie sich doch gestehen, daß sie völlig machtlos sei.

Die vielen Gläubiger, die nur das Begräbnis abgewartet hatten, drangen jetzt ungeduldig auf Bezahlung. Zwar fand sich in der Tasche des toten Herrn eine ziemlich bedeutende Summe vor, doch diese reichte eben hin, die Beerdigungskosten und sonstige dringende Ausgaben zu decken. So mußte man den Dingen ihren Lauf lassen.

Das Gut wurde versteigert, und da der neue Besitzer das Haus so bald als möglich beziehen wollte, war Frau von Tannheim gezwungen, sich nach einem anderen Wohnsitz umzusehen.

Es tat Gertrud unendlich leid, daß sie die arme Frau ziehen lassen mußte. Wäre der unselige Verdacht nicht auf sie gefallen, dann würde sie der Beklagenswerten vergelten können, was diese an dem kleinen Mädchen einst Gutes getan. Ihr Franz, das wußte Gertrud, würde sich keinen Augenblick besinnen, Frau von Tannheim bei sich aufzunehmen. Aber der eigensinnige Vater des Försters weigerte sich ganz entschieden, seine Einwilligung zu der Verbindung zu geben, so lange der schwere Verdacht nicht von dem Mädchen und dessen Vater genommen war, und die beiden wieder rein und fleckenlos dastanden.

So blieb der tiefgebeugten Witwe nichts anderes übrig, als ein Unterkommen bei entfernten Verwandten zu suchen.

Doktor Rottner fuhr die Weinende selbst in seinem Wagen zur Bahn.

„Und wo bleibt der erwartete Gotteslohn?" fragte sie noch beim Einsteigen.

VI.

Acht Tage sind seit der Abreise der verwitweten Frau von Tannheim vergangen.

Brütende Mittagssonnenglut liegt über den Feldern. Es ist so heiß, wie im Hochsommer, obwohl das Korn erst handhoch steht, und die Bäume noch weißen Blütenschmuck zeigen.

Der Förster Franz Gotthelf tritt eben aus dem Hause, pfeift seinem Hunde und hängt sich die Büchse über die Schulter. Aufseufzend fährt er sich mit der Hand durch das dichte Haar. Eine Weile steht er still und lauscht dem Trillern der gefiederten Sänger, das klingt, als ob Frage und Antwort mit einander abwechselten.

„Dumme Vögel," murmelte er dann und schließt die Türe ab, „wer es doch auch so gut hätte wie ihr. Ich wollte, ich könnte ebenso lustig sein!

Langsam wandert er weiter, der Hund folgt ihm schweifwedelnd nach.

Manchmal wischt sich der junge Mann den Schweiß von der Stirn, doch die Bewegungen sind beinahe mechanisch und sein Gesicht zeigt einen finsteren Ausdruck. Als er den Hund leise knurren hört, wendet er sich um. Ein kleines, hageres Männchen mit gebogener Nase und listig blickenden, grauen Augen kommt ihm eilends nach.

Es scheint ein Fremder zu sein, wenigstens erinnert Franz sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben.

„Tüchtig heiß machts heute, was?" redet der Näherkommende den Förster an.

„Ja, ja," gibt dieser gedehnt zurück, um nur irgend etwas zu sagen.

„Hören Sie", begann der andere wieder, „Sie sind doch wohl bekannt hier herum?"

„Aber natürlich."

„Sind wohl der Herr Förster?"

„Ja!"

Das klang bereits recht ungeduldig, so daß der Fremde sich beeilte hinzuzufügen: „Ich will Sie nicht belästigen, Herr, entschuldigen Sie nur einen Augenblick, Sie können mir wohl Auskunft geben. Wo führt der nächste Weg nach dem Dorf, und wo wohnt der Bürgermeister? Ich habe nämlich bei der Gendarmerie eine Meldung zu machen."

„So, so, ist Ihnen vielleicht etwas gestohlen worden?"

„Nein, mir nicht, aber hier bei dem Herrn von Tannheim soll etwas gestohlen worden sein, über das ich Aufschluß geben könnte."

Der Fremde wunderte sich nicht wenig, als Franz wie toll auf ihn losfuhr und seinen Arm umklammerte.

„Sie —, Sie wissen etwas davon? — So reden Sie doch!"

Der Angeredete räusperte sich, ehe er fortfuhr: „Es handelt sich um einen Diamantenschmuck mit Perlen —, ist es so?"

Franz wurde dunkelrot im ganzen Gesicht, er machte nur eine bejahende Bewegung, während der andere weiter erzählte: „Durch Zufall erfuhr ich, daß man ein bis dahin unbescholtenes braves Mädchen und dessen Vater im Verdacht hat, den Schmuck gestohlen zu haben. Sie müssen nämlich wissen, ich bin viel von Hause abwesend, habe immer verschiedene Geschäfte, und so gelangte die Sache erst heute zu meiner Kenntnis, wie es mir auch erst heute bekannt wurde, daß Herr von Tannheim auf so schreckliche Weise ums Leben kam."

Das alles dauerte Franz viel zu lange, seine Augen hingen an den Lippen des Mannes, als wollte er ihm die Worte vom Munde ablesen.

„Weiter, — weiter", drängte er, während große Schweißtropfen auf seiner Stirn standen. „Sagen Sie doch rasch, was wissen Sie von dem Verbleib des Schmuckes?"

„Nun nichts mehr und nichts weniger, als daß Herr von Tannheim, den ich persönlich sehr gut kannte, und mit dem ich öfters ein ähnliches Geschäft machte, mir den Schmuck verkauft hat. Aber, Herr Förster, ich bin ein ehrlicher Mann, und habe den vollen Wert dafür bezahlt! Ich bin Antiquitätenhändler und kaufe alles gegen baar."

Das Letzte hörte Franz nicht. Auflachend schlug er sich vor die Stirn und rief: „Also, so ist es, — so, — und kein Mensch hat an diese einfache Lösung gedacht!" Dann packte er den überrascht blickenden Mann am Arm und zog ihn im Sturmschritt mit sich fort, so daß sein Gesicht eine blaurote Färbung annahm. „Lassen Sie mich los, — ich habe keine Luft, — ich kann nicht mehr, mich trifft der Schlag!" schrie er, und versuchte, sich zu befreien. Aber das half ihm sehr wenig.

Erst als Franz selbst außer Atem war, mäßigte er den Lauf.

„Wir dürfen keine Minute verlieren", keuchte er. „Denken Sie an das arme Mädchen, an den alten Vater! O Gertrud, — endlich, — endlich naht die Erlösung von der Schmach, die man Dir angetan!"

Wer den beiden vorwärts hastenden Männern begegnete, blieb stehen und schaute ihnen verwundert nach. — —

Die Kunde von dem Vorgefallenen verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit in dem kleinen Ort. Und jeder, der davon hörte, sagte dasselbe: „Warum hat nur daran kein Mensch gedacht? Das ist doch zu dumm! Weshalb soll denn der selige, gnädige Herr nicht das Recht haben, sein Eigentum zu verkaufen, wenn er Geld brauchte?"

So schwirrte es durcheinander.

„Gertrud, die am selben Nachmittage mit ihrem alten Freunde Dr. Rottner in das benachbarte Dorf gefahren war, wo er einige Krankenbesuche zu machen hatte, ahnte nicht, was inzwischen vorgefallen war. Der gute Doktor nahm das Mädchen jetzt öfters mit, weil, wie er sagte, ein paar weiche Frauenhände in vielen Fällen recht nötig seien. In Wahrheit lag ihm auch daran, Gertrud ein wenig zu zerstreuen. Sie blickte manchmal doch gar zu trübselig drein. Auch jetzt saß sie schweigend neben ihrem alten Freunde, der von Zeit zu Zeit einen raschen Blick auf das junge Mädchen warf. Es wollte ihm gar nichts mehr einfallen, und er zerbrach sich vergebens den Kopf, was er ihr erzählen sollte.

Als die Kutsche sich dem Hause des Bürgermeisters näherte, trat dieser selbst, als hätte er just auf diesen Augenblick gewartet, aus dem Hausflur, stellte sich in seiner ganzen Breitspurigkeit mitten auf die Straße, und schrie mit der vollen Kraft seiner Lungen: „Anhalten! Aussteigen! Ich, der Bürgermeister will es so!"

Verwundert schaute Gertrud auf. Aber es mußte etwas in dem Blick des Mannes liegen, das sie schnell ihre anfängliche Scheu überwand. Ein freudiger Schreck durchzuckte plötzlich ihr Herz.

„Was ist denn vorgefallen?" stammelte sie verwirrt und stockend.

„Das sollst Du sogleich erfahren, mein Töchterchen!"

Gertrud horchte auf.

„Töchterchen? — — Sein Töchterchen?" — — „Was bedeutet dies?" — —

In diesem Augenblick kam auch Franz aus dem Hause. Jubelnd half er dem Mädchen beim Aussteigen, und bat auch den Doktor, ihm zu folgen. Mit glänzenden Augen und glühenden Wangen hörte Gertrud zu, als Franz ihr freudestrahlend verkündete, was sich ereignet hatte, und daß der Vater nun gern seine Einwilligung

gebe. Tränen traten in ihre Augen, aber Tränen des reinsten Glückes.

„Habe ich es nicht immer gesagt, daß der liebe Herrgott uns helfen wird?“ meinte sie unter Lachen und Weinen. Wir wollen auch in Zukunft alles getrost in seine Hände legen.“

„Bist ein braves Mädel“, lobte der Bürgermeister und drückte ihr die Hand. „Wenn ich Dir Unrecht getan habe —, so — trage es mir nicht nach.“

Er war augenscheinlich froh, daß die Sache diese Wendung genommen hatte.

An diesem Abend wurde nicht geknausert im Bürgermeisterhause, und mit Freuden versprach der Alte dem Dr. Rottner, für die Armen eine bedeutende Summe spenden zu wollen.

Leuchtend weißer Schnee lag auf dem spitzen Giebeldach des Forsthauses und noch immer wirbelten die Flocken hernieder in tollem Tanz. Je ungemütlicher es draußen war, desto freundlicher und trauter war es innen. Die junge Frau des Försters verstand es aber auch wie keine, Wohlbehagen und Zufriedenheit um sich her zu verbreiten. Wer in ihre hellen, lachenden Augen sah, der fühlte es, hier wohnte das Glück.

Ja, glücklich war sie, überaus glücklich! Und wenn sie Abends nach des Tages Arbeit bei ihrem Manne saß und sich von ihm allerlei schnurrige Geschichten erzählen ließ, dann tönte nicht selten ihr herzliches Lachen durch das Zimmer, und sie meinten beide, schöner könnte es nirgends sein, wie hier. Auch der alte Konrad, Gertruds Vater, erlebte nun noch frohe, sorgenfreie Tage. Seine Kinder waren alle gute, brauchbare Menschen geworden, sie hingen mit Liebe und Verehrung an ihrem alten Vater, und er konnte einst ruhig die Augen schließen, wenn der Herr ihn zu sich rief.

Eines Abends umtobte ein heftiger Sturm das einsame Forsthaus. Die Bewohner desselben saßen im behaglichen Zimmer um den runden Tisch, denn die junge Hausfrau hatte eben das Abendessen aufgetragen.

Man plauderte von allen möglichen Geschichten, als draußen der Hund anschlug.

„Wer mag denn jetzt noch kommen?“ sagte Franz aufstehend, udn ging, um nachzusehen.

Gleich darauf führte er den alten Freund der Familie, Dr. Rottner, ins Wohnzimmer.

„Ach, Sie sind's, lieber Herr Dkotor, und bei solchem Wetter?“ rief Gertrud aufspringend, um dem alten Herrn den Pelz abzunehmen.

„Das Wetter geniert mich nicht, ich bin daran gewöhnt“, sagte er, auf dem Sopha Platz nehmend. „Ich weiß, daß ich bei Euch stets willkommen bin.“

„Ja stets!“ versicherte Gertrud lächelnd.

Die Unterhaltung war bereits in vollem Gange, als abermals das laute Bellen des treuen Wächters von draußen hereinscholl.

„Was ist denn nun wieder los!“ rief Franz im Hinausgehen.

Gertrud eilte dem Gatten nach, und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, so daß auch noch der Doktor neugierig folgte. Dann führten sie eine wankende, schwarzgekleidete Gestalt herein, und ließen die Erschöpfte sorgfältig in einen Sessel gleiten.

Jetzt erst erkannte der Doktor die Angekommene.

„Um Gotteswillen —, gnädige Frau —, Sie sind es —, aber wo kommen Sie denn her?“

„Ja —, ich bin es“, klang es in tiefer Bitterkeit von den bleichen Lippen Frau von Tannheims. „Nicht wahr, Ihr staunt? Wie Ihr mich hier seht, bin ich ohne Obdach für die Nacht. Ich habe den Weg von der Station bis hierher zu Fuß gemacht, es ist ziemlich weit, und man wird müde bei solchem Schnee. Oft sank ich tief ein, manchmal glaubte ich, daß meine Kräfte nicht ausreichen würden. Es ist ein schreckliches Wetter. Aber hier ist es behaglich —, o, wie das wohl tut. “

Ein Strom von Tränen stürzte ihr aus den Augen, willenlos überließ sie sich ihrem ausbrechenden Schmerz.

„Ich wußte es ja, Ihr würdet mich nicht fortweisen, wie jene, die sich meine Verwandten nennen —, Ihr seit gut!“

„Wär es möglich, man hätte — — —“

„Ja, ja, sie wollten mich nicht behalten, obwohl ich mich auf alle Weise nützlich zu machen suchte, gaben sie mir deutlich zu verstehen, daß ich ihnen zur Last sei!“ schluchzte Frau von Tannheim.

„Aber warum kamen Sie denn nicht längst zu uns?“ rief Gertrud erschüttert, und kniete neben der Weinenden nieder. „Sie mußten doch wissen, daß wir Sie mit tausend Freuden aufnehmen würden.“

Sie warf, während sie sprach, ihrem Gatten einen halb besorgten Blick zu, um sich zu überzeugen, daß er mit ihrem Tun einverstanden sei. Er begriff sofort, was sie meinte, und nickte lächelnd Gewährung.

„Ein letzter Rest ehemaligen Stolzes hielt mich ab, zu Euch zu kommen“, fuhr Frau von Tannheim fort, „ach Gertrud, Du weißt nicht,

was ich gelitten habe all die letzte Zeit! Das Leben wurde mir zur Qual, ich konnte die Demütigungen nicht länger mehr ertragen. Deshalb flüchtete ich mich hierher! Du bist meine letzte, einzige Hoffnung, hätte auch die mich betrogen, ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre!"

„Beruhigen Sie sich, liebe, gnädige Frau", sagte Gertrud, „Sie sollen fortan bei uns wohnen, und ich werde mich bemühen, Ihr Leben so angenehm als möglich zu gestalten. Nicht wahr, Franz?" wandte sie sich an den Gatten.

„Das ist doch selbstverständlich", fiel dieser eifrig ein. „Wir schulden Ihnen ja so viel Dank, und es gewährt mir eine große Genugtuung, etwas davon abtragen zu können!"

„O sprech nicht davon, Ihr beschämt mich. Viel Plage sollt Ihr nicht mit mir haben, verwöhnt bin ich jetzt wahrhaftig nicht mehr."

Heftig bewegt streckte Frau von Tannheim dem alten Freunde Dr. Rottner die Hand hin, die dieser mit festem Drucke ergriff.

„Sehen Sie, Doktor —, nun bekomme ich doch noch meinen Gotteslohn!"

„Ja", nickte der Angeredete, seine Rührung niederkämpfend, „ich habe es gewußt, Gott borgt manchmal lange, aber er zahlt sicher." — — —

Heute langweilt Frau von Tannheim nicht mehr. Es gibt genug für sie zu tun. Oft sieht man sie an der Seite des Doktors die Kranken und Armen besuchen, viele Segenswünsche hat sie schon eingeheimst, und überall, wohin sie kommt, ist sie ein gern gesehener Gast. Sie hat für jeden ein freundliches Wort, einen tröstenden Zuspruch. Ueberall zugleich soll sie hin, und oft versichert sie ihren Freunden, daß das Leben ihr nun erst lebenswert erscheine, sie habe nie gedacht, daß Wohltaten, die man andern erzeuge, so viel Freude bereiten könnten.

Aber auch die junge Försterin erwartete sie immer mit Ungeduld, denn im Hause ist sie erst recht nötig, weil sie mit dem kleinen Jungen, der in der Wiege zappelt und strampelt und schreit, so gut umzugehen versteht. Er streckt ihr immer schon von weitem die Aermchen entgegen, und wenn sie ihn auf ihrem Schoß hält, dann ist er ganz mäuschenstill, sobald sie ihn aber hinlegen will, fängt er zu schreien an! Und Gertrud meint, die gnädige Frau hätte ihn schon recht verwöhnt. —

Der Fremde.

Stizze von F. Schrönghammer-Heimdal.

Ueber das Hasenbühl kommt ein fremder, fein gekleideter Mann herauf.

Die Kinder des Walddorfes, die eben zur Schule gehen, ziehen die Kappen und grüßen scheu: „Guten Abend!" So lautet ihr Gruß, wiewohl es früher Morgen ist. Den Fremden verwundert das nicht; es scheint, als ob er sich freue, daß der uralte Gruß im Waldland noch lebendig ist. „Guten Abend" — so grüßte man auch zu seiner Zeit, da er selbst als Schulbüblein über das Hasenbühl und den Feldweg zwischen hohen, wogenden Aehren dem Kirchdorf zulief. „Guten Abend" — ist der Abend gut, dann war es auch der Morgen, der Mittag und die Vesperweile. Das ist Recht und Sinn des Grußes.

Die fragenden Augen des Fremden haften an den Mienen der Dorfjugend, als forschten sie nach vertrauten Zügen. Unwillkürlich bleibt er stehen und sieht die Kinder an, eins ums andere. Sie traben scheuer und schneller vorbei und wenden sich noch einmal neugierig um nach dem fremden Mann, der immer noch in Gedanken versunken dasteht; zuletzt hört er noch das Klappern der Schiefertafeln und Griffelbüchsen in den kleinen Schulranzen der Kinder, die eine Wegbiegung den Blicken des Nachschauenden schon verbirgt.

Ein frühes Grillchen erhebt sein Stimmchen am Grasrain und lockt ein Lerchlein aus der Stille des Kornfeldes in laue, frühsommerliche Lüfte. Am Waldsaum erwacht ein Amsellied und aus Weiten her hallt der eintönige Ruf des Gugetzers, Gugguh — gugguh.

Das ist die wundersame Musik des Heimatmorgens. Der Fremde steht und lauscht, den Hut in Händen, voll Andacht. Zuweilen fährt er sich wie sinnend mit der Hand über die Stirn. Oder über die Augen?

Es scheint, als glänze darin etwas — so wie der Tau an den Grashalmen und in den blauen Kelchen der Glockenblumen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Im Weiterwandern erreicht er die Höhe des Haselbühls. Ein Bergkamm mit Krüppelföhren, Weißdorn- und Haselhecken. Weite Buchten von Heidelbeerstauden wuchern um Steinhügel und Granitblöcke, und auf der höchsten Höhe des Kammes ist der Heiderichrasen rundherum ausgebrannt. Kohlenreste künden von erloschenen Sonnwendfeuern, die das Walddorf alljährlich an dieser Stelle der scheidenden Natur des Lichtes und der Schönheit entzündet.

Wie der Fremde die Höhe erreicht, muß er sich auf einen Granitblock setzen. Da liegt ein kleines Walddorf zu seinen Füßen, Felder, Wiesen, von Forellenbächen durchflossen, und weiter hinaus Dorf an Dorf, in Baumgruppen verborgen; ein Strom blitzt in einer fernen Ebene auf und ganz im Hintergrund verschwimmen blaue Gebirge in der blauen Sommerluft.

Mit einem Blick aufatmend, wie etwas Heiliges umfaßt der Fremde das Bild. Dann suchen seine Blicke wieder das Dörflein zu seinen Füßen und sein Auge haftet an einem Haus, dessen Schindeldach silbergrau aus dem Grün weitästiger Kirschbäume schimmert. Ein Wölklein duftigen Rauches schwebt darüber aus dem kurzen, geschwärzten Kamin.

Es scheint, als wolle der Fremde aufspringen und diesem Haus zueilen. Gerade diesem Haus. Aber er besinnt sich und biegt seitwärts in einen Höhenpfad und wandert zwischen Schlehbüschen durch Heidegras und kümmerliche Kornfelder.

Stehenbleibend sieht er das Dorf von einer anderen Seite. Und wieder ruht sein Blick auf der Hütte unter den Kirschbäumen am Dorfsende.

Dann geht er weiter, immer um das Dorf herum, wie um ein Heiligtum, das er noch nicht zu betreten wagt.

Im Feld steht ein Kappelchen. Ein Muttergottesbild, von Bauernhand derb geschnitzt und grell bemalt, schimmert aus welken Blumenkränzen verklungener Maiandachten. Der Fremde pflückt einen Strauß Johannisblumen, Vergißmeinnicht und brennroten Mohn und legt sie wie als Weihgeschenk zu Füßen der Himmelsmutter. Der Höhenwind streicht liebkosend darüber, raschelt in den verdorrten Kränzen und macht die regenblinden Votivtafeln an den Wänden klappern.

Weiter im Feld begegnet er hageren Menschen im Linnenkittel. Ein Forschen in Augen hüben und drüben, ein kurzer, karger Gruß.

Fremd, fremd.

Schmerzlich berührt, schreitet der Wanderer weiter. Im Wald trifft er stämmige Holzhauer, die erstaunt aufblicken und kaum grüßen. Der Forstmeister ist es nicht, auch nicht sein Assessor — ein Fremder.

Fremd, fremd.

Weiter unten im Wald, wo er in saftiges Weideland ausläuft, tönt ein Vielklang von Halsglocken junger Bergstiere, die im Schatten hellgrüner Buchen lagern oder in langsamem Hinschreiten kurze Grasbüschel rupfen.

Ein Hirtenbüblein wärmt sich im offenen Feuer das Mittagssüpplein. Der Fremde steht — und geht unbeachtet vorbei.

Fremd, fremd.

Und wandert weiter, rund um das Dorf herum, bis er wieder am Haselbühl steht. Ein Fremder, den niemand kennt.

Eine Weile darnach sitzt er im Garten des Dorfwirtshauses, im Schatten uralter Linden, ein Fremder. Die Wirtin hält alte Pflicht und alten Brauch und leistet dem einzigen Gast Gesellschaft. Möchte wohl auch gern wissen, wer der Fremde ist. Aber sie wagt die Frage an den feinen, vornehmen Herrn nicht und hofft, ihre Neugier im Laufe der Unterhältung befriedigt zu sehen, ohne gerade Herausfragen.

„Einen schönen Maibaum habt ihr im Dorf", beginnt der Fremde ein Gespräch.

„Nicht der Rede wert", meint die Wirtin, „wie es sich halt gehört."

„Mich interessiert das Dorf", fährt der Fremde weiter. „Hab einmal einen gut gekannt aus eurem Dorf, den Herrn Bachweber. Wißt Ihr vielleicht von dem?"

Die Alte überlegt. Bachweber? Das wär ja der Bub gewesen vom Bachwebershäusl, der vor — weiß Gott — wie lang ins Amerika ist!

Sie ruft den Wirt. „Franz, der Herr hier hat den Bachweberbuben gekannt!"

„So, den —?" sagt der Wirt, und forschte dem Gast ins Gesicht.

„Nun?" fragte der Fremde.

„Ich mein nur so."

„Jetzt fallts mir auch ein", ereiferte sich die Wirtin. „Das ist ja der gewesen, der wegen der Hausberger Resel einen erstochen hat? Und dann is er ins Amerika."

„Ich weiß die Geschichte", sagte der Fremde. „Aber ich weiß auch, daß der Mörder ein anderer war, nicht der Bachweberbub."

„Das wißt Ihr für gewiß?"

„Für gewiß. Und was ist aus der Hausbergertochter geworden, lebt sie noch?"

„Den Schöffmann hat sie geheiratet. Geht ihr nicht zum besten. Viele Kinder halt und an groben Mann."

Der Fremde trinkt hastig das Bierglas leer, als wolle er etwas verbergen, was plötzlich durch seine Züge zuckt. „Und die Eltern von dem Bachwebersbuben sind wohl schon tot?"

„Schon lang. Gleich wie der Bub fort is ins Amerika. Der Kummer und der Gram und die Schand hat sie umbracht."

„Ich weiß es", meinte der Fremde stockend. Der Bub hat öfter heimgeschrieben an die Eltern, und wie keine Antwort mehr gekommen ist, hat er gewußt, was es mit ihnen ist. Und wer hat denn des Bachwebers Häusel jetzt?"

„Der Schöffmann hats von der Gemeinde gesteigert, wie er selber von seinem Hof gekommen ist."

„Was, der Schöffmann, der die Hausberger Resel —?"

„Ja — der. Sehen Sie, dort fahrt er grad mit einem Heuwagen hinaus."

Der Fremde legt ein Gledstück auf den Tisch und geht.

Der Wirtin kommt alles so sonderbar vor und sie ruft dem Davoneilenden nach: „Ja, Herr, sind denn Sie nicht selber der Herr —"

Die Gartentür fällt kreischend ins Schloß und überschrillt den Namen, den die Wirtin noch ausspricht, so wie der Volksmund diesen Namen einst — vor gut dreißig Jahren — als den eines Mörders ausgetilgt hat, wie ihn Jahre der Fremde und neues vielfältiges Geschehen verwischt haben.

Mit einem Male steht der Fremde vor dem Bachwebershäusel am Dorfende, bei der Hütte unter den alten Kirschbäumen. Kinder spielen davor im Straßenlehm.

Dem Kleinsten fährt der Fremde ins krause Haar. „Wie heißt du, Kleine?"

„Marei", meinte das Kind zutraulich.

„Das ist schön. Und wie heißt deine Mutter? auch Marei?"

„Resel", sagte die Kleine.

„So, brav." Der Fremde gibt der Kleinen ein großes Geldstück. Das Kind springt die paar Stufen zum Haus hinan und ruft der Mutter. Die kommt und wundert sich über das große Geschenk.

Im Weitergehen wendet sich der Fremde um und vernimmt Dankesworte einer hageren, blassen Frau, mit großen, wehen Augen.

Der Fremde steht wie versteinert und schaut in dieses Antlitz, als wolle er es enträtseln und entzaubern, daß wieder ein holdes Mädchenantlitz daraus würde mit warmen, scheuen Rehaugen wie damals — vor dreißig Jahren.

Die Schöffmannin schaut und weiß nicht, wie sie sich den seltsamen Blick des Fremden deuten soll. Es ist ihr, als habe sie diese Augen schon einmal gekannt.

Mit jähem Ruck und Winken wendet sich der Fremde ab und geht unerkannt den Feldweg hinauf, dem Kirchdorf zu.

Im Friedhof dort sucht er zwei kleine, grasüberwucherte Hügel, eng aneinandergeschmiegt. Und zwischen den Hügeln steht ein Kreuz mit regenverwaschener Tafelaufschrift: „Hier ruhen die ehrengeachteten Bachweberleute."

Ein Schütteln geht plötzlich durch die Gestalt des Fremden, das ihn in die Knie wirft. Seine Hände ruhen wie segnend auf den beiden Hügeln und den Herzen, den teuersten, die darunter den Schlaf der ewigen Ruhe schlafen.

Dann geht er fort, und nach einer Weile kommt er zurück, die Arme voll Blumen. Rosen und Reseden, Nelken und Geranien streut er über die kleinen Hügel, bis sie ganz überdeckt sind. An das Kreuz aber, das die Namen der teuren Toten trägt, heftet er einen Strauß Vergißmeinnicht. —

Am Abend steht er noch einmal auf dem Haselbühl und umfaßt mit einem letzten Blick vor dem letzten Scheiden die Heimat, das Dorf, das Weberhäusel und die zwei Hügel im Kirchdorffriedhof. — Ein Fremder unter Fremden fallen ihm die Verse eines heimatlichen Dichters ein:

Noch blühen die alten Linden
im alten lieben Land.
Geh' hin, du wirst sie finden,
wie sie so mancher fand.

Noch ragen die Kreuze und Male
im Kirchhof alt und grau,
und über die träumenden Tale
strahlt Heimathimmel blau.

Weit schimmern die weißen Kapellen
am ulmenschattigen Hang,
und klare, rieselnde Quellen
begleiten dich wegentlang.

Und rüstige Menschen wandern
vorbei im Linnenhemd,
sieht einer fragend den andern,
die Menschen sind sich fremd.

Kapellen und Kreuze und Linden
und fragend ein Angesicht:
Das alles magst du noch finden,
die Heimat findest du nicht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wie sich der Herr Rat beinahe das Schnupfen abgewöhnt hätte.

Humoreske von F. Schröughammer-Heimdal.

Eine einzige Leidenschaft hatte der Herr Rat: Das Schnupfen. Wenn ich sage „Leidenschaft", so ist das eigentlich nicht das richtige Wort und traf beim Herrn Rat nur insofern zu, als eine Prise Tabak für ihn, das heißt für seine Nase, den Inbegriff aller Erdengenüsse bildete. Es war auch ein wahres Vergnügen, ihm zuzusehen, wenn er mit Daumen und Zeigefinger in die silberne, vom vielen Gebrauch abgewetzte Dose griff und mit dem Behagen des Vorgenusses die Nasenflügel wittern ließ. Und wenn er dann, über die Dose gebeugt, damit ja kein Stäubchen des köstlichen Pulvers verloren ging, die Prise mit Daumen und Zeigefinger der Nase zuführte, würdevoll und feierlich, wie wenn jemand einem sehnenden Bräutigam die herrlichste Braut zuführt, wenn er dann im Augenblicke des Genusses verzückt dastand und, wie zur Nachkur, der ersten Vollprise eine zweite, kleinere, folgen ließ, die mit ungeminderter Andacht geschnupft wurde, dann wußte mann, daß nichts in der Welt dem Herrn Rat seine Dose ersetzen konnte.

Und er wußte es selbst am besten.

Darum hat er auch nie einen „Ersatz" dafür gesucht, einen Ersatz, bei dem es nur heißen konnte: Entweder — oder, nicht aber: sowohl — als auch. Entweder gibst du das Schnupfen auf — oder ich kann nicht die Deine werden. Einmal war dieser Fall im Leben des Herrn Rat schon brenzlich gewesen. Und er hat damals das „Entweder" vorgezogen, das zugunsten der Dose sprach, und das „Oder" aufgegeben.

Als Mann von Charakter. Und seitdem betrieb er das Schnupfen als Charaktersache, und eine Prise galt ihm als bewußter Ausdruck einer persönlichen Eigenschaft, einer guten natürlich, an der auch die offenen oder heimlichen Aeußerungen seiner Kollegen und Freunde nichts änderten, wenn sie das Schnupfen als „Sauerei" bezeichneten. Da lächelte der Herr Rat nur und nahm als stummen, aber doch deutlichen Gegentrumpf halt wieder — eine Prise.

Und gut ist es dem Herrn Rat gegangen, so gut, daß er sich von seinen Ersparnissen im vorigen Jahre schon eine kleine Villa kaufen konnte. Hätt's nicht gebraucht, die Villa; aber er wollte seinen verheirateten Kollegen, die sämtlich Nichtschnupfer waren, einmal zeigen, wieweit man es mit dieser „Sauerei" und ohne Frau bringen kann.

Aber ein bißchen einsam war es halt in der Villa und vom Stammtisch war sie auch weit weg, und ein Haus ohne Frau . . .

Wohlgemerkt, nur des Hauses wegen hat sich der Herr Rat eines Abends hingesetzt und an die Zeitung folgende Zeilen nebst einem Zehnmarkschein gesandt:

Ernst und ehrenhaft.

Wirklicher Geheimer Rat, 48 Jahre alt, Christ, mit 30 000 Mark Gehalt, gesunder Weltanschauung, Pensionsberechtigung und schuldenfreier Villa, sucht, des Alleinseins müde, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege charaktervolle Dame, ebenfalls mit vernünftiger Weltanschauung, behufs baldiger Ehe kennen zu lernen. Angebote mit Bild, welches ehrenwörtlich zurückgeleitet wird, erbeten unter „Ehrenmann" an die Expedition des Blattes."

Der Erfolg der Anzeige war ein ganz unerwarteter. An die fünfzig „charaktervolle Damen mit gesunder Weltanschauung", das heißt Weitherzigkeit in Bezug auf Schnupfen, hatten sich gemeldet. Der Herr Rat begann sich plötzlich, durch diesen Erfolg eitel gemacht, selbst höher einzuschätzen, ließ sich einen tadellosen Gehanzug machen und ging in demselben eines schönen Maiabends in den Stadtpark zu einem gewissen Brunnen, in dessen Nähe eine gewisse Dame mit einem weißen Taschentuch in der Hand bereits auf und ab ging.

Da kam der Herr Rat und hatte auch ein weißes Taschentuch in der linken Hand — aber in der Hosentasche steckte ein blaues Schnupftuch, das aber für den heutigen Abend keine Rolle spielen durfte.

Die Dame lächelte ganz entzückt, als sie den Herrn Rat mit tadellosem Gehrock, den gelben Schnürschuhen und dem weißen Taschentuch sah.

Und der Herr Rat war auch hocherfreut, denn so schön und stattlich hatte er sich die Dame gar nicht vorzustellen gewagt.

Waren also beide sehr froh und beredeten ihre Sache mit Ernst und Ruhe und fanden, daß sie in allen Punkten vollkommen harmonierten.

Sie hatten beide die Gewißheit, daß sie ein sehrg lückliches Paar würden, und in dieser Ueberzeugung gaben sie sich auch gleich das Eheversprechen.

„Ein Mann, ein Wort", sagte der Herr Rat. „Und damit Sie sehen, teuerste Amalie, daß ich

wirklich ein Mann von Charakter bin, will ich Ihnen auch gleich eine kleine Leidenschaft von mir gestehen, die ich Ihnen ebensogut verheimlichen könnte. Aber ich will, daß Sie vollkommen in meine Verhältnisse eingeweiht sind und mir ein späterer Vorwurf erspart bleibt. Wollen wir nicht auf dieser Bank da ein wenig Platz nehmen?"

„Bitte . . . Ist es denn etwas so Schwerwiegendes, liebster Emil, daß wir uns dazu setzen müssen?"

„Wie man es nimmt. Jedenfalls dürfte eine Dame mit gesunder Weltanschauung daran nicht sonderlich Anstoß nehmen. Also hören Sie: Ich schnupfe."

„Das werden Sie sich natürlich abgewöhnen, liebster Emil. Ich für meine Person würde es ja vielleicht dulden, aber es schadet der Gesundheit und macht einen üblen Eindruck."

Also da war es wieder, das „Entweder — oder". Und der Herr Rat hatte so zuversichtlich ein „Sowohl — als auch" erhofft.

„Es ist die allerleichteste Sorte, teuerste Amalie, und ich schnupfe wirklich sehr mäßig."

„Um so besser, Liebster. Dann wird Ihnen auch die Entwöhnung nicht so schwer fallen. Wollen Sie mir dieses eine Opfer bringen? Ich gebe Ihnen mich selbst und mein ganzes Leben dafür."

Das war ein Wort. Und der Herr Rat schlang seine Arme um die liebe Gestalt und sprach ernst und bewegt: „Ich will es versuchen, teuerste Amalie."

„Ich danke Ihnen, Herr Emil, Herzallerliebster."

„Wollen wir nicht Du zueinander sagen, Teuerste? Es spricht sich traulicher."

„Wie du willst, Liebster. Ich will dir, wie in allem, so auch in dieser Leidenschaft entgegenkommen. Ich weiß, Gewohnheit ist ein eisernes Hemd; darum sollst du das Schnupfen nicht auf einmal aufgeben, sondern so nach und nach; täglich nur um eine Prise weniger, und in einem Jahre hast du die Gewohnheit los."

„Liebste Amalie . . ."

„Herzensschatz! . . . Sobald wir heiraten, gibst du mir die Dose in Verwahrung, und ich messe dir den täglichen Bedarf aus, täglich eine Prise weniger. Ich setze natürlich das Vertrauen in Dich, daß du nicht etwa heimlicherweise, auf dem Weg ins Büro, den Bedarf durch Neukauf erhöhst?"

„Ausgeschlossen. Ein Mann, ein Wort." —

Was der Herr Rat nie für möglich gehalten hätte, war nahe daran, Wirklichkeit zu werden.

Die Frau Rat besorgte das ganze Tabakgeschäft, Einkauf en gros, Verteilung der täglichen Dosis und Verwahrung der Päckchen.

Nach einem halben Jahre glücklicher, nur durch die Einschränkung im Schnupfen getrübter Ehe, war der Herr Rat soweit, daß er mit der Hälfte des früheren Tabakverbrauches ausreichte, ohne daß er die Entbehrung besonders schmerzlich empfunden hätte.

Eines Tages fiel es ihm jedoch auf, daß die wie früher, so auch jetzt sorgfältig gebuchten Auslagen für Tabak nicht in dem Grade zurückgingen, wie sich sein persönlicher Bedarf minderte.

Der Herr Rat stand vor einem Rätsel, hütete sich aber in einer gewissen Ahnung, seiner Frau von seiner Entdeckung Mitteilung zu machen. Das eine stand zweifellos fest: es war jemand im Hause, der heimlicherweise die Tabakvorräte mitbenutzte, also auch schnupfte. Und dieser Jemand konnte nur die Köchin oder die Frau Rätin selber sein.

So unglaublich ihm dieser Verdacht schien, so wahrlich war seine Ueberlegung: Vielleicht hatte seine Frau, anfangs aus Neugier — und Frauen sind ja in allen Ding neugierig —, später aus Behagen hie und da ein Prischen genommen, woraus sich die sonst unerklärliche Verminderung des Bestandes einwandfrei ergab.

Sollte sich der Verdacht des Herrn Rat bestätigen, dann war er auch nicht mehr an sein gegebenes Wort gebunden. Neue Ausblicke eröffneten sich ihm dann: er durfte sich ohne weiteres wieder in den Vollgenuß seines uneingeschränkten Schnupferrechtes setzen.

Und der Verdacht des Herrn Rat bestätigte sich. Er wußte, wo er sich den Beweis für seine Vermutung holen konnte. Er wußte das als Jurist und Schnupfer.

Der Beweis mußte im Wäscheschrank seiner Frau zu finden sein. Wie die Verbrecher Fingerabdrücke oder abgerissene Hosenknöpfe am Tatort zurücklassen, die sie dann einwandfrei überführen, so gibt es auch Spuren, die den Schnupfer unabweislich verraten. Und diese Spuren fanden sich tatsächlich in den Taschentüchern der Frau Rat.

Der Herr Rat war zunächst starr ob seiner Entdeckung. Denn einesteils war es ihm unbegreiflich, daß eine so hübsche und vornehme Frau, wie die seine, einem solchen Laster frönen konnte, anderenteils freute er sich unbändig,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

daß es von jetzt ab nicht mehr „entweder — oder", sondern „sowohl — als auch" heißen sollte.

Sowohl der Herr Rat als auch die Frau Rat — schnupften.

Der Herr Rat hütete sich aber wohl, seiner Frau ein Wort von der Entdeckung zu verraten.

Aber als sie zu ihrem Geburtstag ein kleines, zierliches Döschen von ihrem Mann erhielt, lächelte sie verschämt.

Und sie überraschte ihn an seinem Geburtstag mit einer großen, silbervergoldeten Dose — die alte war ja auch schon zu abgenützt — mit der Aufschrift: „Zum 50. Geburtsfest von deiner Amalie."

Und diese Dose ließ der Herr Rat am nächsten Tage im Büro bei Schnupfern und Nichtschnupfern herumgehen und bewundern.

Und der Triumph war wieder einmal völlig auf seiner Seite.

Zur Reue ist es nie zu spät!

Erzählung von Werner Granville-Schmidt.

In der Taverne von Henry Wilson ging es an einem Spätherbstnachmittag sehr lebhaft zu. Ein von der Westküste kommender Chilefahrer hatte abgemustert und die Mannschaft feierte nun bei Grog und Bier die glückliche Ankunft.

Die Stimmung war schon ziemlich animiert. Ein Neger spielte auf einer Handharmonika und aus heiseren Matrosenkehlen schallten die altbekannten Seemannslieder.

Ein beizender Tabakrauch füllte das niedrige Gemach und ließ die Gesichter der Männer wie in einen dichten Nebel getaucht, verschwimmen. Draußen senkten sich die ersten Schatten der hereinbrechenden Dämmerung. Henry Wilson zündete eine der rußgeschwärzten Hängelampen an und zog die Vorhänge vor den spinnwebbedeckten Fenstern zu.

Abseits des lärmenden Treibens, in einer verborgenen Ecke, saß ein einzelner Gast. Er hatte ein halbgeleertes Grogglas vor sich stehen und schien eifrig in die Lektüre einer Tageszeitung vertieft zu sein. Von Zeit zu Zeit warf er jedoch unruhige Blicke nach der Wanduhr, und wenn sich auf der Straße nahende Schritte vernehmen ließen, beugte er lauschend den Kopf vor.

Seinem Aeußeren nach konnte man ihn wohl für einen Matrosen halten. Er trug einen blauen sauberen Tuchanzug und um den gebräunten Hals einen rotwollenen Schal.

Die Züge seines noch jugendlichen Gesichtes waren nicht unschön, und unter der weit in den Nacken geschobenen Schiffermütze quollen in wirrem Durcheinander auffallend hellgelbe Locken hervor.

Dieser Mann war in den Verbrecherkreisen unter dem Spitznamen der „gelbe Ralph" bekannt.

Mehrere Male waren schon neue Gäste eingetreten; aber immer hatte er wieder sein Gesicht enttäuscht hinter der Zeitung verborgen. Endlich,, die Turmglocken der St. Pauls-Kathedrale verkündeten bereits den Anbruch der siebenten Abendstunde, ließen sich draußen wieder Schritte vernehmen und die Türe wurde geöffnet. Einen Augenblick drang ein feuchtkühler Wind in das Lokal und ließ den bläulichen Nebelschleier auf- und niederwallen, sodaß die geröteten Gesichter der Gäste schärfer aus dem Nebel hervortraten.

Es war ein seltsames Paar, das die Taverne betreten hatte.

Er, ein Greis, dem das silberweiße Haar in langen Strähnen bis auf die Schultern fiel, die Augen durch eine farbige Brille verdeckt, mit dem vorsichtigen, schleifenden Gange, wie er den Blinden eigen ist; an seiner Seite ein ungefähr zehnjähriges Mädchen, das seine Hand gefaßt hielt und ihn vorsichtig zwischen den Stühlen hindurchgeleitete. Der Blinde mußte hier Bescheid wissen, und ein scharfer Beobachter hätte bemerkt, daß er auch ohne des Kindes Hilfe seinen Weg fand.

Ohne sich erst durch Worte zu verständigen, schritten sie sofort auf die Ecke zu, wo der gelbe Ralph saß. Die beiden Männer schüttelten sich schweigend die Hand, und der Alte stellte einen großen, geschlossenen Kasten, den er an einem Tragbande trug, neben seinem Stuhl auf die Erde.

Eilfertig kam jetzt Henry Wilson herbei. Er war ihnen gegenüber von einer besonderen Dienstwilligkeit, die in krassem Gegensatz zu seiner vierschrötigen Gestalt und seinen brutalen Gesichtszügen stand. Geschäftig wischte er mit

einem unglaublich fettigen Tuche die mit Bier- und Ascheresten bedeckte Tischplatte ab.

Der Blinde bestellte für sich und seine kleine Begleiterin je eine Portion Wurst und Bratkartoffeln, dazu zwei Grog.

Das Mädchen hatte sich auf den Kasten gesetzt und beobachtete aufmerksam das Treiben in der Wirtschaft. In ihren Zügen lag eine bei ihrem Alter befremdende Reife und ihr ganzes Benehmen verriet, daß die gemeinen Redensarten, die wüsten Trinkszenen ihr etwas Alltägliches, Längstgewohntes waren.

Als die Speisen kamen, machten sie sich ans Mahl. Schweigend, heißhungrig schluckten sie die großen Bissen herunter, bis auf den letzten Rest. Wie die Teller wieder fortgeräumt waren, holte der Alte aus seiner Tasche eine Shagpfeife hervor. Umständlich begann er sie zu stopfen und anzurauchen.

Der gelbe Ralph hatte ihn wortlos beobachtet. Sobald der Rauch in dünner Säule aus der Pfeife emporstieg, reichte er dem Alten mit einem bedeutsamen Augenzwinkern die Zeitung hin, den Zeigefinger dabei auf einer bestimmten Spalte ruhen lassend.

Es geschah nun etwas ungewöhnliches:

Der Greis sah sich forschend im Lokal um, und als er festgestellt hatte, daß sie völlig unbemerkt saßen, nahm er die Brille ab und vertiefte sich sofort in die Zeitung. Dem kleinen Mädchen schien das plötzliche Sehendwerden des Blinden nicht absonderlich oder lächerlich vorzukommen. Ruhig zog es aus der Tasche seines dünnen, verwaschenen Kleides eine Anzahl Kupfermünzen hervor und ließ sie zählend durch die Hand gleiten.

Die Notiz aber, auf welche der gelbe Ralph sein Gegenüber aufmerksam gemacht hatte, lautete folgendermaßen:

— „Bankett im Palast des Herzogs von Richmond!

Morgen findet in Cranbourne Mansion, der Stadtresidenz des Herzogs von Richmond, wieder eine der bekannten, glänzenden Festlichkeiten statt. Auch der Lord-Siegelbewahrer, der Herzog von Castleforth, wird mit seiner Gemahlin, einer geborenen Prinzessin Redlidoff, deren mehrere Millionen repräsentierender Familienschmuck alljährlich die Bewunderung der Haute-volee erregt, an dem Bankett teilnehmen. Wie wir von gutunterrichteter Seite erfahren, wird die Herzogin von Castleforth, welche im Hotel Bristol abgestiegen ist, sofort nach Beendigung des Festes mit ihrem Gemahl nach Dublin abreisen, um einer Einladung des Vizekönigs von Irland Folge zu leisten."

Der Alte hatte den Bericht gelesen. In seine Augen trat ein nervöses, gieriges Funkeln und seine Hand zitterte leicht, als er dem gelben Ralph das Blatt wieder hinschob.

„Das wäre ein Wurf! — Aber wie sollen wirs machen? Zutritt zu den Festräumen ist unmöglich zu erlangen. Wenn wir die Arbeit doch machen könnten!"

Der Alte hatte mit unterdrückter Stimme gesprochen und seine Hand wie beschwörend auf den Arm des jüngeren Genossen gelegt.

Der gelbe Ralph nickte bedächtig. Sich weit über den Tisch an das Ohr des Greises neigend, flüsterte er: Unmöglich ist es nicht, Vater Morlyn! Ich habe das heute mittag gelesen und bin gleich nach dem Hotel gegangen, um ein wenig zu baldowern. Von dem einen Liftboy habe ich unauffällig herausgeholt, welche Zimmer die Herzogin bewohnt. Ich glaube, ich werde von außen eindringen können. Wärest du nur schon eher gekommen; denn die Zeit drängt. Morgen ist die Festlichkeit, und dann reist sie sofort ab — also bleibt uns nur noch diese Nacht. Es ist jetzt schon bald acht Uhr. Vor Mitternacht wird zwar schwerlich etwas zu machen sein; aber ich muß auch erst nach Hause und das nötige Werkzeug holen. Sagen wir: um halb zwölf Uhr treffen wir uns unter dem Brückenbogen der Blackfriars-Bridge."

Der Greis nickte zustimmend. „Soll ich das Kind mitbringen? Ich lasse es ungern im Hause."

Der gelbe Ralph schüttelte abwehrend den Kopf. „Nein, es ist besser, wir drehen das Dings allein. Sie könnte uns die Arbeit verderben."

„Gut, dann lasse ich sie schlafen. Sie wird gar nicht merken, wenn ich das Haus verlasse, und vor Tagesanbruch sind wir ja schon zurück."

Er hatte so leise gesprochen, daß das Mädchen ihn nicht verstehen konnte. Nun leerte er sein Grogglas, setzte die Brille wieder auf und erhob sich mit einem elastischen Ruck.

Also um halb zwölf, Vater Morlyn!" ermahnte der jüngere Gewosse noch einmal.

Sowie der Alte aus der Ecke in den Lichtkreis trat, sank seine Gestalt zusammen, seine Bewegungen nahmen etwas Hilfloses an und sein Schritt wurde wieder tastend, schleifend.

Bevor sie das Lokal verließen, öffnete er seinen Kasten und ließ sich von seiner Begleiterin an den Tisch der Matrosen führen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sie spielten beide ihre Rolle gut.

Das kleine Mädchen stand ruhig daneben, scheinbar aufpassend, daß die Matrosen den armen Blinden nicht übervorteilten; daß sie nichts heimlich wegsteckten und mit richtiger Münze bezahlten.

Bei den Betrunkenen regte sich die Kauflust und der Alte konnte über ein gutes Geschäft quittieren.

Als sie draußen angelangt waren, schüttete er seiner Begleiterin den ganzen, eben gewonnenen Erlös in die Hand. Es war eine stattliche Anzahl Kupfermünzen; aber Vater Morlyn konnte sie gut entbehren; denn sein Hausierhandel diente den Behörden gegenüber nur als Ausweis über seine Tätigkeit. Er war nur eine Maske, die ihm gestattete, sein viel einkömmlicheres Verbrecherhandwerk ungestört zu betreiben.

Seite an Seite schritten die beiden nun in den Abend hinaus, und bald verhallten die trippelnden Schritte des Kindes, die schlürfenden Tritte des Mannes in den schweigenden Gassen.

*

Mit dumpfem Rauschen wälzten sich die schmutziggrauen Wogen des Thames zwischen den Ufermauern hin und leckten gierig an den wuchtigen Steinpfeilern der Blackfriars-Bridge empor. Fast gegenüber dieser Brücke dehnte sich die langgestreckte, lichterstrahlende Fassade des Bristol-Hotels. Unmittelbar unter den Fenstern zog sich eine Allee von Lindenbäumen hin. So dicht traten die Bäume an das Bauwerk heran, daß ihre Zweige die Scheiben streiften und die Aeste bis über die Geländer der zierlichen Balkons ragten.

Wie ein Sterben ging es durch die Natur, und wenn sich ein Windhauch erhob, führte er die herbstlich gefärbten Blätter mit sich, bis sie sich wirbelnd, kreisend auf die schwarzen Fluten niedersenkten. — —

In einem der vornehm ausgestatteten Hotelzimmer des ersten Stockwerkes saß die Herzogin Sonja Castleforth, geborene Prinzessin Nedlidoff.

Lässig ruhte sie in einem der behaglichen Klubsessel; und ihre schlanken Finger spielten mit dem erkalteten Rest einer russischen Zigarette.

Ihr innerer Zustand entsprach augenscheinlicher dieser äußeren Ruhe nicht. Unerfreuliche Gedanken mußten die hohe Frau bewegen; denn manchmal rann ein nervöses Schütteln durch ihre Gestalt, und zwischen ihren Augenbrauen gruben sich zwei scharfe Unmutsfalten.

Dieselben Glocken der St. Pauls-Kathedrale, die dort im Osten Londons, dem Viertel der Armut, den Menschen verkündeten, daß wieder ein Tag des Elends seinem Ende zuging, ließen auch bis hieher ihre eherne Stimme erschallen. Wie ein Echo jener hallenden Schläge verkündete jetzt auch die zierliche Pendule auf dem marmornen Kaminsims den Anbruch der siebenten Abendstunde.

Die Stimme der rastlos fortschreitenden Zeit gemahnte die Träumerin an die Wirklichkeit. Mit einer hastigen Bewegung schleuderte sie die Zigarette achtlos beiseite.

Seufzend erhob sie sich, zog die herabgelassenen Rolläden hoch und stieß die Balkontüre auf. Die feuchtkalte Luft drang ihr fröstelnd durch die Kleider, und das hereinflutende Dämmerlicht erfüllte den hohen Raum mit unwohnlichem Halbdunkel.

Die Herzogin trat auf den Balkon hinaus und lehnte sich mit verschränkten Armen einige Augenblicke auf das eiserne Geländer. Ein leichter Moderduft stieg von dem laubbedeckten Wege zu der einsamen Frau empor.

Fern im Osten lag es wie der Widerschein einer gewaltigen Feuersbrunst in der Luft. Dort lag das eigentliche London, die Riesenstadt, mit seinem steinernen Häusermeer, seinen Docks und Fabriken, den tausenden von flimmernden Lichtern; mit seinem unermeßlichen Reichtum und seinem unermeßlichen Elend.

Ein kühler Wind machte sich unangenehm bemerkbar.

Erschauernd trat die Herzogin vom Balkon zurück und begab sich in das Schlafgemach. Sie hatte ihre Zofe aus bestimmten Gründen für heute abend beurlaubt und mußte sich nun allein behelfen. Zögernd entzündete sie die Armleuchter zu Seiten des venetianischen Spiegels, und scheu streifte sie ihr eigenes Bild, das ihr aus dem unbarmherzigen Glase entgegenleuchtete.

-- War dies wirklich ihr Antlitz? Dieses bleiche, verlebte Gesicht mit den glanzlosen dunkelumränderten Augen? Diese schlaffen Züge, in denen sich die Sorgen der letzten Tage mit unerbittlicher Schärfe ausprägten? — Hatte sie nicht noch in der vorigen Saison mit der jungen Herzogin von Portland um den Preis der Schönheit gerungen? —

Brennend heiß stieg es ihr bei diesen Gedanken in die Augen; doch zugleich erwachte das slawische Blut in ihren Adern. Mit einer jäh-

zornigen Gebärde riß sie das breite Handtuch von seinem Halter und verhängte den ungalanten Spiegel.

Es war halb acht!

Die Herzogin entnahm dem Wandschranke eine Whiskyflasche. Mit vibrierenden Händen füllte sie ein Wasserglas bis über die Hälfte, ließ aus der geschliffenen Toiletten-Karaffe Wasser hinzulaufen und stürzte die scharfe Mischung dann in tiefen Zügen herunter.

Mit Hilfe eines kunstvoll gearbeiteten Schlüssels öffnete sie einen am Boden stehenden Reisekoffer. In ihrer nervösen Art zerrte sie die blütenweißen Wäschestücke hervor, bis ihre Hände fast auf dem Grunde des Koffers eine eiserne Kassette erfaßten. Vorsichtig zog sie sie hervor und stellte sie auf den Toilettentisch. Es war eine schwere, nicht allzu große Kassette, deren Deckel, kunstvoll in Eisen getrieben, das Wappen der Herzöge von Castleforth zeigte.

Sonja Castleforth legte sich ein dunkles, unauffälliges Kopftuch um, hüllte sich in einen schweren Abendmantel und verbarg die Kassette unter dem weiten, faltigen Kleidungsstück. Einen Augenblick blieb sie lauschend an der Türe stehen; aber als auf den weiten Fluchten der Vorplätze alles still blieb, löschte sie die Kerzen und verließ, jedes Geräusch meidend, ihr Gemach.

Vor dem Portal stand nur der kleine Liftboy. Er erkannte die Herzogin in ihrer Vermummung nicht und ließ sich in seiner Beschäftigung, einen kläffenden Hund zu necken, durchaus nicht stören.

Die Herzogin legte den ersten Teil des Weges schneller zurück, um aus dem Bereiche des Hotels zu kommen. Sie durfte ohne Sorge ein paar Stunden fortbleiben; denn der Herzog war in seinen Klub gegangen und kam meistens erst gegen Morgen zurück. Außerdem bewohnten sie getrennte Räume und sahen sich nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten.

Der Weg führte die vermummte Wanderin durch stille, menschenleere Straßen. Große, schattige Parks, aus deren Dunkel kaum die Fronten der vornehmen Privatpaläste hervorlugten, zogen sich am Flusse hin.

Allmählich änderte sich das Bild. Hohe Häuser, kleine Läden und Wirtschaften niedrigen Ranges erhoben sich zu beiden Seiten. Sonja Castleforth näherte sich dem East-End, dem Stadtteil der Armut. Ab und zu blieb sie stehen, um sich zu orientieren. Sie mußte ein bestimmtes Ziel haben; denn wenn sie ein neues Namensschild entziffert hatte, setzte sie ihren Weg mit größerer Eile fort. Auch mußte ihr die Gegend nicht ganz unbekannt sein; denn sonst hätte sie sich noch viel schwieriger in diesem Riesenbabel zurecht gefunden.

Aermer und verkommener wurde das Aussehen der umliegenden Straßenzüge. Düstere, halbverfallene Häuser, winklige, schlechterleuchtete Gassen mit übelriechenden Rinnsteinen, in denen sich verwahrloste Kinder balgten, verliehen diesem Stadtteil ein abstoßendes Gepräge. Je weiter die Herzogin in dieses Wirrnis hineingeriet, um so mehr verlangsamte sich ihr Gang. Sie fürchtete augenscheinlich, den Weg zu verlieren. An jeder Straßenecke mußte sie jetzt die Namensschilder zu Rate ziehen.

In einer schmalen Seitenstraße begegnete ihr ein typisches Paar. Ein blinder Greis, wohl ein Hausierer, von einem kleinen Mädchen geführt. Sie bewegten sich dicht im Schatten der hohen Häuser; aber gerade, als die Herzogin an ihnen vorbeiging fiel ein trüber Laternenschein auf das blasse Gesicht des Kindes. Unwillkürlich zog Sonja Castleforth eine Silbermünze aus der Tasche und drückte sie dem überraschten Mädchen in die Hand.

Sie hatte stets eine offene Hand für die Armen, die ihr Leben in den Straßen fristeten.

Das Kind dankte mit leisen Worten und blickte der Dame staunend nach. Es war selten, daß man in dieser Gegend so freigebige Menschen traf. Auch der Alte blieb überrascht stehen und blickte der Davoneilenden nach. — Was mochte die Fremde, die ihrer Kleidung, ihrem Benehmen nach, nicht zu den Armen zählte, allein zu dieser Stunde in dem verrufenen East-End zu tun haben? — Nur sekundenlang beschäftigte ihn dieser Gedanke; dann fiel ihm ein, daß er keine Zeit mehr zu verlieren hatte, wollte er den gelben Ralph nicht warten lassen. — Schneller tappte er seiner ärmlichen Behausung zu und zog das Mädchen mit sich fort, das seine freie Hand fest gegen die wohlgefüllte Kleidertasche preßte. — Sonja Castleforth hatte ihren Weg eilends fortgesetzt. Eine kaum zu beschwichtigende Unruhe wühlte in ihr, und erst als sie an der Ecke einer engen Gasse den Namen „Finsburgh-Lane" las, nickte sie befriedigt und erleichtert.

Ihr Ziel war erreicht!

Ungefähr in der Mitte der Gasse befand sich ein kleiner Trödlerladen. Alte Bilder, zerbrochene Vasen, antike Schnitzereien, Porzellane, alles lag in buntem Gemisch, gleichsam zur Reklame, in dem winzigen Schaufenster.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Es war nun doch, als überkäme sie im letzten Augenblick ein banges Zögern; aber nur ein Moment; dann war diese Stimmung überwunden und sie zog die Glocke.

Ein schrilles, langanhaltendes Läuten ertönte.

Mit einem Griff überzeugte sie sich, daß auch noch die Kassette sicher unter dem Abendmantel ruhte. Im Hause blieb es eine ganze Weile still. Schon wollte sie zum zweiten Male die Glocke ziehen, da nahten sich schlürfende Schritte, ein Schlüssel wurde kreischend im Schlosse herumgedreht, und die Türe öffnete sich um eine Hand breit.

„Ich bin es, Mister Nathan!" flüsterte die Herzogin.

Die Türe wurde wieder angezogen und man hörte, wie jemand eine schwere Kette abmachte.

Ungeduldig zwängte sich die Wartende nun durch die Türöffnung in den Laden. Dort sah es wüst aus. Aller nur erdenkliche Rummel schien sich in diesem unglaublich schmutzigen Raum ein Stelldichein gegeben zu haben. Dazwischen stand, hing oder lag aber auch mancher Gegenstand, der das Auge des verwöhnten Kenners entzückt hätte.

Ikey Nathan, der Besitzer des Ladens, führte dieses Geschäft schon seit 30 Jahren. Eingeweihte behaupteten allerdings, er befasse sich auch mit allerlei schmutzigen Nebengeschäften, wie Wucher, Hehlerei und dergleichen mehr. Jedenfalls hatte aber die Polizei dem alten Fuchs noch nichts Strafbares nachzuweisen vermocht.

Mit einer freundlichen Geste lud das kleine, verwitterte Männchen die Besucherin ein, ihm in ein an den Laden stoßend. Kabinett zu folgen.

Ikey Nathan wußte mit feinen Leuten umzugehen. Eilfertig zog er einen zerschlissenen Stuhl heran. „Die Frau Herzogin hat einen weiten Weg gemacht! — Dürfte ich der Frau Herzogin einen bescheidenen Stuhl anbieten?"

Er rieb sich die knochigen Hände und musterte die Herzogin unauffällig unter den gesenkten rotgeäderten Lidern hervor.

Sonja Castleforth schüttelte abwehrend den Kopf. Es ekelte sie vor der widerlichen Freundlichkeit dieses Mannes und sie hätte sich um keinen Preis inmitten dieses Schmutzes niedergelassen.

Um ihn aber nicht zu verletzen, entgegnete sie mit erzwungener Freundlichkeit: „Ich danke Ihnen; aber meine Zeit ist beschränkt. Haben Sie die versprochene Kassette mit dem Schmuck da?"

Der Alte strich sich mit den Fingern durch den langen, dünnen Bart. Er wußte, was er von der Freundlichkeit der Herzogin zu halten hatte; aber er war weit entfernt, sich verletzt zu fühlen.

„Gewiß, gewiß, Frau Herzogin! Hat Ikey Nathan sein Versprechen schon einmal gebrochen?"

Er schritt auf einen schweren, eisernen Tresor zu und entnahm demselben eine Kassette, die der im Besitze der Herzogin befindlichen auf ein Haar glich.

„Hier, bitte — die Frau Herzogin werden zufrieden sein!"

Er öffnete sie, und vor den Augen der Herzogin lag auf blauem, verschlissenem Samtkissen ein wundervolles Diamanthalsband. Nur der gewiegteste Kenner hätte bemerkt, daß die Steine eine selten gut gelungene Imitation waren.

Der feine Schliff zeigte selbst hier beim trüben Lampenlicht die Eigenschaft edler, kostbarer Steine.

Ein Gefühl der Erlösung ging durch Sonja Castleforths Herz. Die Imitation war wundervoll gelungen und kein Mensch würde morgen merken, daß es nicht der altbewährte Familienschmuck war, den sie trug. Der Künstler, der die Imitation nur nach einer älteren, detaillierten Zeichnung angefertigt hatte, mußte ein Meister in seinem Fach sein.

Sonja Castleforth zog jetzt ihrerseits die Kassette hervor und überreichte sie dem Trödler.

Ikey Nathan öffnete sie mit habgierigen Blicken und weidete sich an dem Glanze der Diamanten, die ihm aus dem blauen Kissen entgegenblinkten.

Jetzt, da die Schmuckstücke nebeneinanderlagen, konnte man so recht erkennen, wie sorgfältig das falsche Halsband dem echten bis ins Kleinste nachgebildet war.

Die Herzogin nickte. „Ich bin zufrieden! Also einhundertfünfzigtausend Mark und die Kassette mit der Imitation geben Sie mir bis zum dreißigsten dieses Monats. Die Kassette bleibt natürlich mein Eigentum. So war doch unsere Abmachung?"

Der Jude rieb sich die Hände.

„Gewiß, jawohl! Wenn die Frau Herzogin so gut sein wollen und mir etwas Schriftliches darüber geben! Ich bin ein alter Mann, und mir könnte etwas passieren in der Zeit."

Sonja Castleforth las den Schein, den ihr der Trödler vorlegte, flüchtig durch und setzte dann ihren Namen darunter. Sie fühlte selbst,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wie die Erregung sie schüttelte, und es bedurfte ihrer ganzen Willenskraft, um die Feder zu führen.

Ikey Nathan sah ihr über die Schulter. Als sie ihm das Papier wieder hinschob, holte er ein Pack Banknoten und zählte sie auf den Tisch.

„Fünfzigtausend — hunderttausend — einhundertfünfzigtausend Mark! — Wenn die Frau Herzogin belieben. Bis zum Einunddreißigsten muß ich zurückhaben zweihunderttausend Mark für die geliehene Summe, und fünfundzwanzigtausend Mark für die Schmuckimitation. Es ist eine schöne Arbeit und sehr billig. Ein junger Künstler, Frau Herzogin, er ist doch bescheiden!"

Sonja Castleforth hörte ungeduldig zu. Sie war überzeugt, daß Nathan dem jungen Künstler nicht mehr als zehn- bis fünfzehntausend Mark zahlte. Kühl meinte sie daher: „Schon gut, Mister Nathan! Unsere Angelegenheit wäre damit wohl in Ordnung?"

„Natürlich, Frau Herzogin! Es war mir eine Ehre, und nicht wahr, Sie erinnern sich: wenn der echte Schmuck nicht bis zum letzten eingelöst ist, geht er ohne weiteres in meinen Besitz über."

„Ja, ja!" Sonja Castleforth barg die Kassette mit der Imitation unter dem Mantel, steckte die Banknoten sicher fort und verließ mit einem kurzen verabschiedenden Kopfneigen den Laden. Der Alte blickte ihr mit schlechtverhehltem Triumph nach.

„Die Frau Herzogin ist arg in der Klemme. Sie wird nicht aufbringen können zweihundertundfünfundzwanzigtausend Mark bis zum Letzten. Dann ist der Schmuck mein, und sie kann machen Furore mit dem unechten", murmelte Ikey Nahtan, als er die Kassette nach dem Kabinett trug. Wie liebkosend strichen seine zitternden Finger noch einmal den kalten Eisendeckel, ehe er den Familienschmuck der Castleforth in den diebessicheren Schrank schloß. Im übrigen hatte er das befriedigende Gefühl, ein äußerst vorteilhaftes Geschäft gemacht zu haben.

Die Herzogin eilte derweile wie gehetzt davon. Ihr einziger Gedanke war: Nur erst fort sein aus diesem East-End! — Wieder in sichere Gegenden!"

Wenn sich einmal der Schritt eines Passanten hören ließ, krampfte ihr eine beklemmende Angst die Brust zusammen und sie beschleunigte fluchtartig ihren Gang.

Endlich blieben die letzten Häuser dieses Stadtteils hinter ihr; die Thames floß wieder rauschend neben ihrem Weg und stille Gartenstraßen zogen sich den Strom entlang.

Wie ein schwerer Alp wich es von ihrer Brust. Sie fühlte die Banknoten in ihrer Manteltasche, und für Momente wich die drohende Sorge von ihr. Gott sei Dank, mit dieser Summe konnte sie die Spielschuld bezahlen, die sie vor einiger Zeit ohne Wissen ihres Mannes gemacht hatte. Man hatte ihr gedroht, alles ihrem Manne zu verraten, wenn sie diese Ehrenschuld nicht pünktlich einlöste, und eine solche Demütigung hätte sie nie ertragen. In ihrer Not war sie auf den Gedanken gekommen, den kostbaren Familienschmuck zu verpfänden, damit sie genügend Geld erlangte. Zugleich aber mußte sie sich eine billigere Imitation anfertigen lassen; denn es wäre bestimmt aufgefallen, wenn sie den Familienschmuck nicht getragen hätte. Allerdings, teuer genug kam sie die ganze fatale Affäre zu stehen. Erst die ungeheuren Wucherzinsen an Ikey Nathan, und dann der Preis für die Imitation, die ja nur für einen Festabend als Notbehelf dienen sollte. —

Sonja Castleforth seufzte; aber gleich darauf siegte wieder ihr leichtsinniges Blut. Ach was, für morgen war sie erst einmal gerettet! Die Spielschuld konnte zur festgesetzten Zeit beglichen werden, einen Familienschmuck hatte sie morgen Abend auch aufzuweisen, und, was die Hauptsache war, ihr strenger Gemahl erfuhr nichts von ihrer heimlichen Spielleidenschaft und von ihren Schulden! —

Mit ihrem Gewissen hatte sie sich schnell abgefunden, und als endlich vor ihr die lichtstrahlende Fassade des Bristol-Hotels auftauchte, da war es ihr, als müßte nun alles sich wieder zum Guten wenden.

Es gelang ihr, unbemerkt ihre Apartements zu erreichen. Dort aber kam der seelische Rückschlag, und wildklopfenden Herzens ließ sie sich in einen Sessel fallen. — —

Bis gegen Mitternacht brannte noch Licht in der Herzogin Schlafgemach; dann wurde es dunkel, und still, wie ausgestorben, blickte das Gebäude mit seinen zahlreichen Fensterreihen auf den raunenden Fluß hinab.

Schwer und wuchtig erhebt sich der Bogen der Blackfriras-Bridge. An der Seite des einen Pfeilers geht die kleine Steintreppe bis zum Strom hinunter. Unten befindet sich in der Ufermauer ein Gewölbe, in welchem die Laternenwärter ihre Gerätschaften aufzubewahren pflegten. Wenn gegen Mitternacht die Lampen auf halbe Höhe gedreht sind, ist die Arbeit dieser

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wärter bis zum Morgengrauen erledigt, und kein Mensch hat auf jener Treppe, die zum Gewölbe führt, mehr etwas zu suchen.

Es mochte kurz nach Mitternacht sein, da näherte sich ein einzelner Mann der Brücke. Vorsichtig lugte er umher, und als alles öde und still blieb, schritt er schnell auf die Treppe zu. Gleich darauf verschwand seine Gestalt hinter der Brüstung der Ufermauer.

Nach einer Weile kam ein anderer Mann, und auch dieser schlug denselben Weg ein. Die Brückenlaterne erleuchtete für einen Moment sein Gesicht; ein altes, von Furchen durchzogenes, aber dennoch energisches Greisenantlitz.

Ein breitkrempiger Hut beschattete seine Stirn, und seine hohe, rüstige Gestalt umhüllte ein dunkler Mantel.

Ehe er die Treppe betrat, stieß er einen leisen Pfiff aus, und sofort klang auch unten, vom Wasser her, zur Antwort ein Pfiff.

Unten begrüßten sich die Männer durch ein paar leise gewechselte Worte. Der jüngere der beiden warnte: „Nehmt euch in acht, Vater Morlyn, die Treppenstufen und Steine sind schlüpfrig. Ihr könnt leicht ein unfreiwilliges Bad in der Thames nehmen. Ein zweifelhafter Genuß in dieser Jahreszeit."

Der Alte ließ ein rauhes Lachen hören. „Keine Sorge, Ralph! Wenn es nur nicht so vertrackt dunkel wäre. Doch, es ist besser so! Ich lobe mir die dunklen Nächte. — Hast du das nötige Geschirr da?"

„Alles da, Vater Morlyn! Wir können sofort an die Arbeit gehen. Es ist alles dunkel drüben; sie schlafen längst, und wir müssen die Zeit ausnutzen."

Der Greis nickte zustimmend und tastete sich, gefolgt von dem „gelben Ralph" wieder die Treppe hinauf. Bevor er jedoch die offene Straße betrat, spähte er erst vorsichtig über die Mauerkrönung. Sie lag mit dem Straßenniveau in gleicher Höhe, und er konnte, ohne von Passanten bemerkt zu werden, bis zum jenseitigen Bürgersteig hinüberblicken.

Nirgends war jedoch ein Mensch zu hören oder zu sehen.

In ein paar langen, katzenartigen Sätzen hatten sie den Straßenübergang genommen und standen im Schatten der Baumstämme. Dicht vor ihnen stiegen die Mauern des Hotels empor.

Der gelbe Ralph ging sofort daran, den von ihm ausgeklügelten Plan ins Werk zu setzen. Es war ein bestimmter Baum, den er seinen Zwecken nutzbar machen wollte. Der betreffende Baum erstreckte seine Aeste bis dicht unter den Balkon, der sich vor den Zimmern der Herzogin von Castleforth befand.

An der glatten Fassade des Hotels hinaufzuklettern, war, wie sich Ralph schon am Abend überzeugt hatte, unmöglich; aber er hatte auch mit dieser Schwierigkeit gerechnet und einen anderen Plan ausgearbeitet.

Er zog aus seiner Manteltasche einen starken langen Lederriemen und legte ihn sowohl um den Baumstamm wie auch zugleich um sein eigenes Kreuz, so daß er gleichsam mit dem Stamm zusammengebunden war. Zentimeter um Zentimeter schob er den Gürtel höher am Stamm hinauf und zog sich dann, durch den Riemen gehalten, mit Händen und Füßen nach. So gelang es ihm allmählich, die ersten Aeste zu erreichen. Jetzt löste er den Gürtel und bediente sich nur noch der Hände. Er hatte nicht umsonst einige Jahre zur See gefahren; denn seine Geschicklichkeit im Klettern kam ihm hier gut zustatten.

Dennoch war es eine schwierige Arbeit. Die Nacht war sehr dunkel, die Aeste vom langen Regen überaus glatt, und er mußte sich ganz auf seinen Tastsinn verlassen.

Endlich hatte er einen Ast erreicht, von dem aus er das Balkongeländer ergreifen konnte. Mit einem kurzen Ruck zog er sich an dem eisernen Gitter empor und schwang sich behende über die Brüstung. Nun kam der zweite Teil seiner Arbeit. Durch Augenmaß hatte er schon am Tage die ungefähre Größe der Fensterscheibe festgestellt.

Ein kurzes, lauschendes Verharren; dann ging er schnell ans Werk. Aus einer Tasche holte er eine Dose mit gewöhnlicher, grüner Schmierseife. Darauf zog er einen zusammengefalteten Lappen hervor. Diesmal hatte er ausnehmend gut taxiert; denn das Stück Zeug paßte, wie er sich überzeugte, fast genau auf die Scheibe. Nachdem er den Lappen auf der dem Fenster zugewandten Seite völlig mit Seife bestrichen hatte, legte er ihn gegen die Scheibe, und preßte ihn durch leichtes Klopfen und Streichen zuletzt ganz fest und ebenmäßig an.

Noch einmal überzeugte er sich, daß er die abgeblendete, elektrische Taschenlampe bei sich hatte; dann fing er an, fest gegen den Seifenlappen zu drücken.

Ein kaum vernehmbares Splittern, Knirrschen ließ sich hören — und die Arbeit war getan.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Es war im Mai.

Es war im Mai, und alles stand im Blühen,
Da hörte ich zuerst die Melodei
Von einem Land, in dem die Rosen glühen.
In dem des Nachts die Flammengarden sprühen,
Von einem Wunderland! Es war im Mai.

Du schrittest mir voran, die Fackel tragend,
Du locktest wie das Klingen der Schalmei:
„Komm in das Land, wo Marmorsäulen ragend
Den Tempel stützen, wo die Mädchen zagend
Den Lorbeer winden Komm!“ Es war im Mai.

Ich folgte Dir. Das Glück glaubt' ich gefunden,
Am Tal des Friedens ging der Weg vorbei.
Es war ein weiter Weg voll Schmerz und Wunden,
Ich folgte doch, bis deine Spur geschwunden,
Und irr' im Dunkel jetzt. Es war im Mai.

Die Scheibe war in ihrer ganzen Ausdehnung zerbrochen und die einzelnen Splitter klebten fest an dem Seifenlappen.

Durch die entstandene Oeffnung vermochte er bequem den Arm durchzustecken und den Riegel zurückzuschieben.

Schon Sekunden später konnte er unbehindert das Zimmer betreten. Der kleine Liftboy, den er am Morgen ausgehorcht hatte, mußte ihn aber nicht ganz genau über die Lage des Schlafgemachs orientiert haben; denn beim Schein der Taschenlampe stellte er fest, daß er sich erst im Salon der Herzogin befand. Jedoch vermutete er, daß eine Türe, die in ein Nebengemach führte, die richtige war. Hier im Salon war keine Kassette, kein Tresor zu entdecken; also blieb ihm nichts übrig, als den gefährlichen Versuch zu wagen, in das verschlossene Schlafzimmer einzudringen.

Von den mitgebrachten Nachschlüsseln paßte kein einziger. Auch mit der Drahtzange vermochte er sich den Eingang nicht zu erzwingen. Mit einer Verwünschung machte er sich daran, die Füllung herauszuschneiden. Unter Zuhilfenahme eines feinen, überaus scharf gearbeiteten Bohrers begann er, neben dem Schloß Loch auf Loch zu bohren.

Nur ein leise mahlendes Geräusch verursachte dieses Vorgehen.

Zeitweilig machte der „gelbe Ralph" eine kurze Pause und horchte; aber dann ging die Arbeit erneut, schneller noch, vonstatten.

Zuletzt war sein Werk von Erfolg gekrönt. Die Arbeit, vielleicht auch die geheime Furcht vor einer vorzeitigen Entdeckung, hatte ihn schwitzen gemacht; aber dafür war nun, nachdem die Füllung herausgeschnitten war, auch die letzte Schranke zwischen ihm und der ahnungslosen Schläferin gefallen.

Auf Gummisohlen schlich er sich ins Zimmer. Nur das weiße Bettzeug sah er durch die Dunkelheit schimmern, und von der Schläferin hörte er zu seiner Beruhigung nur die regelmäßigen Atemzüge.

Hier durfte er schon versuchen, für einen Moment die Taschenlampe spielen zu lassen.

Sonja Castleforth hatte die Kassette neben ihrem Bette auf den Nachtschrank gestellt, die Banknoten aber in der Manteltasche stecken lassen.

Der „gelbe Ralph" hatte sie sofort entdeckt, und er hatte für nichts anderes Augen, als für diese kleine eiserne Schatulle. Vor längerer Zeit hatte er sie einmal in der Graphic abgebildet gesehen, und er erkannte sie sofort an der charakteristischen Deckelverzierung wieder. Hastig brachte er sie mit einem kühnen Griff in seinen Besitz und schlich sich auf den Zehen aus dem Schlafzimmer.

Einen scheuen Blick warf er an der Schwelle noch zurück; aber die Herzogin schlief ruhig weiter. Sie war nach den Aufregungen der vorangegangenen Stunden in einen tiefen Schlaf gefallen.

Schon hatte Ralph wieder die Balkontüre erreicht, da hörte er unten einen kurzen Pfiff, das Signal Vater Morlyns, daß Passanten nahten.

Unschlüssig blieb der Eindringling stehen und lugte über den Balkon hinab.

Vater Morlyn war verschwunden; er hatte wohl hinter einem Baum Deckung gesucht.

Der Lauscher auf dem Balkon erkannte jetzt in nächster Nähe eine weibliche Gestalt, die auf das Hotel zukam.

Es war dies Sonja Castleforths Zofe, die von ihrem Urlaub etwas verspätet heimkehrte. Da sie ihre Schlüssel vergessen hatte, mußte sie die Nachtglocke ziehen, um Einlaß zu erhalten.

Unten im Hotel wurden dann auch gleich darauf Schritte laut.

Der „gelbe Ralph" stieß einen leisen Fluch aus. Ihm war, als hätte sich die Schläferin drinnen gerührt.

Und so war es auch! — Sonja Castleforth war erwacht! Der Ton der Nachtglocke, die Schritte der Zofe auf der Treppe hatten sie aus einem quälenden, kurzen Traum aufgeschreckt. Von einem unerklärlichen Angstgefühl erfaßt, entzündete sie schnell das Licht.

Ihr erster Blick fiel auf die leere Platte des Nachtschranks, wohin sie vor dem Schlafengehen selbst die Kassette gestellt hatte. Im Augenblick der Bestürzung alarmierte sie die Zofe und brachte durch ihr stürmisches Klingeln das ganze Hotelpersonal auf die Beine.

Wie mit einem Zauberschlag hatte sich das Bild der friedlichen Nachtruhe verändert. Die Hotelgäste eilten auf die Korridore, um die Ursache der nächtlichen Störung zu erforschen, und das Personal, das selbst noch nicht wußte, was eigentlich passiert war, stürmte nach der Herzogin Zimmer hinaus.

Auch der Herzog von Castleforth, der bereits vom Klub zurückgekehrt war, und eine Zimmerflucht im selben Stock bewohnte, begab sich sofort zu seiner Gemahlin. Seine Bestürzung kannte keine Grenzen, als er von dem Erfolg des verwegenen Einbruches erfuhr.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Castleforth waren zwar ein sehr begütertes Adelsgeschlecht, und der Verlust der Diamanten fiel an und für sich nicht so schwer in die Wage; aber mit diesem Familienschmuck hatte es seine besondere Bewandtnis. Eine Gräfin von Castleforth hatet ihn nämlich einst von dem König Jakob Stuart zum Geschenk erhalten, und es ging die Sage, daß mit dem Verluste dieses Erbstückes auch der glückliche Stern des Hauses Castleforth erlöschen würde. Der Herzog, ein echter Sohn seines sagenumsponnenen Landes, glaubte fest an die Wunderkraft, die dem kostbaren Schmuck innewohnen sollte. Er war denn auch von dem Verlust aufs härteste getroffen und ließ sofort telephonisch die Polizei herbeirufen.

Der „gelbe Ralph" stand derweilen noch immer oben und überlegte, wie er unbemerkt entkommen könnte. Er hatte sich die Kassette mit dem Riemen am Körper befestigt, um die Hände freizubekommen, damit er bei dem höchste Gewandtheit erfordernden Herabklimmen seine ganze Kraft verwenden konnte.

Aber unten liefen Hotelpagen aus und ein und verhinderten seine Flucht.

Kurz darauf kamen mehrere Polizisten mit dem Zweirad angefahren und begaben sich ins Hotel.

Für Minuten wurde es wieder menschenleer vor dem Hause. Jetzt mußte er seine Flucht ausführen.

Doch, wie er jetzt in die Tiefe blickte, sank ihm der Mut doch etwas. Wohl hatte er von dem Aste aus das Balkongitter erreicht; aber es war ungleich schwerer, vom Balkon auf den Ast zu gelangen. Wenn er nicht mit den Händen oder Füßen sofort einen Halt fand, wenn er einen einzigen Fehltritt tat, oder der Ast unter der Wucht eines darauf springenden Menschen krach, mußte er abstürzen, und alle Arbeit war umsonst.

Nur sekundenlang kreuzten diese Gedanken sein Hirn, und dabei lauschte er wie ein gehetztes Tier nach rückwärts, woher die Verfolger kommen mußten.

Wenn die Hotelgäste und die Bestohlene selbst ihn bisher nicht entdeckt hatten, so lag dies daran, daß sie den Einbrecher längst über alle Berge wähnten und die Nachforschungen lieber der Polizei überlassen wollten.

Plötzlich hörte der „gelbe Ralph" eilende Schritte und Stimmengewirr.

„Aha, die Polizisten sind drinnen angelangt", — schoß es ihm durch den Kopf.

„Ich muß", stöhnte er und biß die Zähne mit einem verzweifelten Entschluß zusammen.

Er sah noch, wie die Salontüre aufgerissen wurde, wie die Polizisten sich gleich einer hungrigen, beutewitternden Meute im Zimmer verteilten und dann auf den Balkon zustürmten — da sprang er auch schon ohne Besinnen, auf gut Glück, in die Aeste hinein, mit den Händen wild nach einem Halt um sich greifend.

Ein Krachen, ein Splittern — ein Hagel von kleinen Aesten und Zweigen.

Dem Flüchtling war es unmöglich, Halt zu gewinnen. Er kollerte von Ast zu Ast, überschlug sich und blieb stöhnend am Fuße des Baumes liegen.

Oben hatte man den Lärm gehört. Einige Polizisten eilten auf den Balkon hinaus; aber einer von ihnen, der den Zusammenhang erraten hatte, stürmte Hals über Kopf die Treppe hinunter ins Freie, um den Fliehenden dingfest zu machen, ehe ihm die tollkühne Flucht ganz gelang.

Ehe der Beamte aber zur Stelle war, spielte sich unten eine kurze Szene ab.

Aus dem Dunkel des Brückenbogens löste sich eine einzelne Gestalt und eilte auf den Verunglückten zu.

Es war der „Vater Morlyn"!

Ralph richtete sich mit letzter Kraft etwas empor: „Hier — Vater Morlyn, die Kassette! — Ich muß mir die Knochen zerbrochen haben. — Bring die Kassette in Sicherheit — mach, daß du fortkommst! -- Um mich quäle dich nicht." —

Der Alte nickte und nahm die Schatulle an sich. Dabei flüsterte er hastig: „Armer Junge! Halte reinen Mund! Du weißt, wo wir uns treffen, wenn deine Zeit um ist. Es geht ehrlich auf Halbpart!"

Er schlug dem Verletzten noch einmal tröstend die Backe; dann verschwand er mit dem Raub über die Straße unter den Brückenpfeiler. Ein anderer Weg blieb ihm nicht, da just, als er die andere Straßenseite unter dem Brückenpfeiler erreicht hatte, auch der verfolgende Polizist, dem sich unterwegs noch Hotelpersonal angeschlossen hatte, aus dem Hoteleingang ins Freie hastete.

Das erste Augenmerk der Verfolger richtete sich naturgemäß auf den am Boden liegenden.

„Hallo, da liegt der Bursche! Scheint sich etwas entzweigefallen zu haben", meinte der Polizist.

Er leuchtete dem Verunglückten mit einer Taschenlampe ins Gesicht; aber der „gelbe

Ralph" rührte sich nicht — eine tiefe Ohnmacht hielt seine Sinne gefangen und ließ ihn die Schmerzen der gebrochenen Glieder nicht mehr empfinden. —

„Die Kassette ist nicht hier!" rief der Herzog erregt, der den anderen auf dem Fuß gefolgt war.

Die Verfolger verteilten sich nach beiden Straßenrichtungen; denn es war ihnen sofort klar, daß der Einbrecher einen Komplizen gehabt haben mußte, der nun mit der Kassette entflohen war.

„Ich glaube, wir sehen drüben mal nach", meinte der Polizist. „Weit wird er noch nicht gekommen sein, und so viel ich mich erinnere, geht beim Brückenpfeiler eine Treppe zum Fluß hinunter."

Er eilte schon in Begleitung des Herzogs über den Fahrdamm nach dem jenseitigen Bürgersteig.

„Vater Morlyn" hörte die nahenden Tritte; aber er hatte schon einen unverhofften Rettungsweg erspäht. Dicht neben der Treppe war nämlich ein eiserner Ring in die Ufermauer eingelassen u. an diesem Ring lag ein Ruderboot vertäut. Er war vollständig gebrauchsfähig; denn die Riemen lagen auf den Dollen.

Der Mond, der für wenige Minuten hinter den Wolken hervortrat, ermöglichte es dem alten Verbrecher, sich zu orientieren. Mit einem geschickten Sprunge landete Morlyn im Boot, warf das Tau los und legte sich in die Riemen. Von den leichten Ruderschlägen getrieben, glitt das Fahrzeug fast lautlos den Strom hinab.

„Vater Morlyn" hatte jedoch nicht die elektrischen Taschenlampen der Polizisten in Rechnung gezogen. Der Polizist, der ihm am dichtesten auf den Fersen war, genoß unter den Kollegen den Ruf eines sehr befähigten Beamten. Seine Praxis hatte ihn mancherlei gelehrt und er gab sich denn auch nicht mit der Tatsache zufrieden, daß der Verbrecher nicht da war. Für alle Fälle ließ er auch über die dunklen Fluten seine Lampe spielen, und sein erfreutes „Aha!" verriet, daß er den Flüchtling entdeckt hatte. Suchend schweiften seine Augen umher; aber nirgends war ein Boot zu finden, mit dem er die Verfolgung hätte aufnehmen können.

„Fatal", murmelte er; aber gleich darauf fügte er lebhaft hinzu: „Wollen sich Durchlaucht noch an der Jagd beteiligen? Es bleibt uns nämlich nichts übrig, als uns in Laufschritt zu setzen und dem Verbrecher am Ufer zu folgen, bis wir irgendwo ein Fahrzeug haben."

„Ich gehe mit!" stieß der Herzog erregt hervor. Um seinen Familienschmuck hätte er sich noch größeren Anforderungen unterworfen.

So eilten sie die Treppe wieder hinaus und setzten sich in einen schlanken Trab. Auch einige Nachtschwärmer beteiligten sich aus Neugier oder in der Erwartung auf eine Belohnung an dieser Jagd.

Der Verbrecher behielt, wie sich der Polizist manchmal durch seine Taschenlampe überzeugte, stets einen gewissen Vorsprung. Das kam, weil die Ebbe eingesetzt hatte und das Boot fast ohne Zutun des Ruderers stromabwärts mit sich riß.

„Wenn er nur nicht die „Tower-Bridge" erreicht, ehe wir ihn gestellt haben", meinte der Polizist besorgt. Dann hat er nämlich die beste Gelegenheit, sich zwischen den dort liegenden Seeschiffen zu verbergen. Am besten ist, wir fangen ihn noch vor der „London-Bridge" ab; denn bis dorthin bietet sich ihm überhaupt noch keine Gelegenheit, zu landen und uns zu entwischen."

Endlich, in der Ferne tauchten schon die verschwommenen Umrisse der London-Bridge auf. Fanden die Verfolger eine Treppe, an deren Fuß einige Kähne vertäut lagen.

Der Flüchtling hatte hier nicht landen können, weil ihm die Verfolger zu dicht auf den Fersen saßen. Seine Rettung blieb einzig und allein die Strecke hinter der Tower-Bridge, weil es dort viele Schlupfwinkel gab, in denen er den am Ufer Dahineilenden völlig aus den Augen kommen konnte.

Die Verfolger hatten derweilen drei Kähne bemannt und ruderten unter Anspannung aller Kräfte hinter dem Verbrecher her.

Der Flüchtling wußte, um was es ging. Er ruderte um seine heißgeliebte Freiheit u. um die Rettung des Schatzes, der ihn für den Rest seiner Tage zum reichen Manne machen sollte. Doch Vater Morlyn wurde alt. Nur mit Aufbietung aller seiner Kräfte konnte er verhüten, daß die Strömung das Boot nicht gegen vorspringende Schutzmauern oder Pfahlgruppen trieb. Er fühlte zu seinem Schrecken, wie er die Herrschaft über sein Fahrzeug verlor, wie er ein Spielball der unheimlich starken Ebbeströmung wurde.

Aber er gab sich noch nicht verloren. Seine Adern traten zum Platzen voll auf den Schläfen hervor, seine Muskeln begannen unerträglich zu schmerzen und der Schweiß rann ihm in großen Tropfen über die Stirn in die Augen und raubte ihm die Fernsicht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Noch eine Zeitlang ging die aufregende Menschenjagd durch die Nacht dahin. Morlyn drehte sich nicht mehr um; er hörte ja an dem immer deutlicher vernehmbaren Ruderschlag der Verfolger, daß sie ihn bald gestellt haben würden.

Blitzartig zuckte ihm da plötzlich ein verzweifelter Gedanke durch den Kopf. Die Kassette durfte nicht in die Hände der Verfolger fallen. Dicht vor ihm tauchten ja jetzt wie geisterhafte Schatten die Bögen der London-Bridge auf. Wenn er die Kassette jetzt in den Fluß versenkte, genau einige Meter vor dem Mittelpfeiler? — Sie war schwer und würde so ziemlich an derselben Stelle auf den Boden des Thames zu liegen kommen. Dann konnte er später wieder zurückkommen und nach der kostbaren Kassette fischen.

Die Aufregung hatte ihm die kalte Ueberlegung geraubt, sonst hätte er bemerken müssen, daß das Boot mit verdoppelter Geschwindigkeit in der Richtung auf den mittleren Brückenkopfpfeiler zugetrieben wurde.

Nur wenige Meter trennten ihn noch von dem Pfeiler; da glaubte er den richtigen Moment gekommen. Er zog die Riemen ein, stolperte vorne ins Boot und senkte die Kassette genau vor der Mitte des Steinpfeilers in die Thames.

Nur Sekunden beanspruchte diese Handlung; aber wie er die Blicke wieder hob, da erstarrte ihm das Blut in den Adern; denn er sah nun, daß er in seinem Eifer nicht mit der verräterischen Strömung genug gerechnet hatte. Er wollte zu den Riemen greifen! — Zu spät!

Vor ihm tauchte wie ein drohendes Ungeheuer eine düstere, gewaltige Steinmasse auf — und dann war das Unglück auch schon geschehen.

Krachend schmetterte die Strömung das gebrechliche Fahrzeug gegen den wuchtigen Mittelpfeiler der London-Bridge. Wie ein gurgelnder, verhallender Schrei tönte es noch einmal über die nachtschwarzen Wasser; dann herrschte wieder Todesstille.

Die Verfolger hatten den Krach gehört. Die Riemen bogen sich unter ihren Fäusten, als sie das Boot durch die Strömung sicher an dem verderblichen Pfeiler vorbeilenkten.

„Da ist eine Tragödie passiert!“ unterbrach der Polizist das lastende Schweigen. Er ließ seine Taschenlaterne über die Wellen spielen; aber nur einige zersplitterte Bretter, die die Strömung mit sich fortriß, verrieten, was sich hier im Dunkel der Nacht abgespielt hatte.

* * *

Am Balkonfenster ihres Zimmers stand die Herzogin Sonja Castleforth. Sie hatte die Zofe wieder ins Bett geschickt, um endlich mit sich allein zu sein. Ruhe war wieder im Hotel eingekehrt; nur in ihrem Herzen herrschte keine Ruhe.

Durch die zersplitterte Scheibe drang der kalte Nachtwind und bewegte wie tändelnd die Bänder an ihrem leichten, in der Eile übergeworfenen Morgengewand.

Die Vorgänge dieser Stunden hatten Sonja Castleforth mit abschreckender Deutlichkeit gezeigt, welche Pfade sie bisher gewandelt war.

Was sollte nun mit ihr werden? — Wenn man den Verbrecher faßte und ihm die Kassette abnahm, dann war auch ihr Vergehen entdeckt; denn ihr Gemahl war ein viel zu gewiegter Kenner edler Steine, um nicht herauszufinden, daß es sich bei dem Schmuck um Imitationen handelte. Ja, einen einzigen Festabend, bei strahlender Beleuchtung, wo er obendrein selbst stark in Anspruch genommen war und sich wenig mit ihr beschäftigen konnte, hätte sie ihn wohl zu täuschen vermocht, — aber so, bei fahlem Tageslicht, würde er den plumpen Schwindel erkennen!

Eine heiße Scham erfüllte die einsame Frau, die da im Morgengrauen am Fenster stand und Zukunft und Vergangenheit vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen ließ.

Sie preßte das Gesicht gegen die gefalteten Hände und sann, wie alles so gekommen war. Und plötzlich kam ihr die bittere Erkenntnis, daß ihr Leben ein verfehltes war, von Anbeginn ihrer Ehe bis heute. Damals hatte sie zuerst heimlich gespielt, und das Spiel war zur Leidenschaft geworden. Wenn ihr Mann im Klub weilte, dann hatte sie mit heißen Augen und pochendem Herzen in den Sälen von St. James am grünen Tisch gesessen und Vermögen verspielt. Einmal, sie erinnerte sich noch sehr gut, als ihr bares Geld zu Ende war, hatte sie die Diamantenschnallen ihrer Schuhe gesetzt und verloren.

Sie hatte es meisterhaft verstanden, ihre Fehler vor ihrem Gemahl zu verbergen; aber einmal war doch die Entdeckung gekommen. Das war, als ihr Vater, ein russischer Adelsmarschall, zum ersten Mal in ihrem Leben ihr seine Hilfe versagte. Da hatte sie sich notgedrungen ihrem Gemahl offenbart. Der Herzog, ein streng rechtlicher Aristokrat, war aufs tiefste erschrocken gewesen. Er hate alles geordnet; aber sie hatte ihm mit einem heiligen Eid versprechen müssen, fortab den Spieltisch zu meiden.

Ach wie bald war sie eidbrüchig geworden. — Und nun hatte sie gar den Familienschmuck verpfändet, damit sie Geld erhielt, um ihre Spielschulden zu bezahlen. Sie wußte, das würde ihr der Herzog nie verzeihen.

Bitter bereute sie nun, Lärm geschlagen zu haben. Jetzt bei klarer Ueberlegung, sah sie ein, daß ihr Vorgehen eine unverzeihliche Dummheit gewesen war. Wenn man den Verbrecher fing, war sie verloren; wäre er aber mit dem falschen Schmuck ungehindert entkommen, wäre auch sie gerettet gewesen. Dann hätte sie am kommenden Abend ohne Schmuck erscheinen können, und am letzten des Monats, wenn sie, wie sie hoffte, soviel Geld zusammenbrachte, um den Schmuck bei Ikey Nathan einzulösen, hätte sich wohl ein Weg gefunden, das scheinbar geraubte Familienerbstück unauffällig wieder in die Hände des Herzogs zu spielen.

Wie ein heißes Flehen war es in ihr: „Wenn nur der Dieb mit der Kassette auf Nimmerwiedersehen entkommt!"

Die Ungewißheit peinigte sie. Sie zog die Bedientenglocke und beauftragte einen Hoteldiener, in der nächsten Polizeiwache Erkundigungen einzuziehen, ob man den Verbrecher gefaßt hatte.

So floß erneut eine Stunde voll banger Zweifel dahin.

Endlich kehrte der Diener zurück. Auf der Polizeistation hatte man ihm nicht viel sagen können, weil der Beamte, der mit dem Herzog die Verfolgung des Verbrechers auf sich genommen hatte, noch nicht zurück war. Dafür aber hatten ihm einige Nachtschwärmer, die von der London-Bridge kamen, mitgeteilt, daß der Dieb in einem Boot entflohen sei und durch Ueberbordstürzen seinen Tod gefunden habe. Augenblicklich sei der Polizist in dem nahegelegenen Krankenhaus, um eine Bahre für den Leichnam des Verunglückten, den man bereits gefischt habe, zu besorgen. —

Sonja Castleforth hörte wortlos zu. Eines glaubte sie unumstößlich annehmen zu müssen: Wenn man den Dieb tot oder lebendig hatte, dann mußte ja auch die Kassette, die zweifellos im Boot gelegen hatte in die Hände der Verfolger geraten sein.

Mit einer müden Handbewegung winkte sie dem Diener, zu gehen.

„Also vorbei!" — Sie preßte wie in wehem Schmerz die Hand gegen das Herz und blickte sich verzweifelt in dem luxuriös ausgestatteten Salon umher, als sollte noch von irgendwo eine märchenhafte, unverhoffte Rettung kommen.

Aber nur der Pendule helles, unbarmherziges Ticktack unterbrach die Stille und gemahnte die gebrochene Frau daran, daß vielleicht schon in Minuten ihr Gemahl zurückkehrte und ihr seine Anklagen ins Gesicht schleuderte.

Da trat Sonja Castleforth an den zierlichen Damenschreibtisch und öffnete ein Geheimfach, dem sie einen kunstvoll gearbeiteten, silbereingelegten Revolver entnahm. Ihre Hand zitterte leise, als sie die Waffe überlegend in der Hand wog. Plötzlich fiel ihr ein, was der Herzog einmal gesagt hatte, als einer seiner Bekannten freiwillig aus dem Leben geschieden war: „Es gibt keine größere Sünde, keine erbärmlichere Feigheit, als den Selbstmord. Was ein Mensch auch gefehlt, zur Reue ist es nie zu spät. Wer aber seinem Leben freiwillig ein Ende macht, der kann nicht wieder gut machen, was er verbrochen!"

Diese Worte ließen sie nicht mehr los.

War sie nicht auch gewillt, sich heimlich aus diesem Leben zu schleichen, weil ihr der Mut fehlte, nun auch die Folgen ihres Vergehens zu tragen?"

„Nein, für feig soll er mich nicht halten! Diesen Schmerz darf ich ihm nicht auch noch antun!" Sonja Castleforth hatte es unwillkürlich laut gesprochen. Ein fester Wille sprach aus ihren Zügen, und ruhig legte sie den Revolver auf seinen Platz zurück.

Dann harrte sie der Stunde der Entscheidung.

* * *

Eine halbe Stunde später kehrte der Herzog William von Castleforth zurück. Düstere Sorge umwölbte seine Stirn; denn der Verlust des Familienschmuckes ging ihm, dem abergläubischen Schotten, näher, als er es den Fremden gegenüber zeigte.

Als er mit einem hoffnungslosen Achselzucken das Zimmer seiner Gemahlin betrat, zog ihn Sonja Castleforth neben sich auf einen Stuhl.

Etwas befremdet über den feierlichen Ernst ihrer Züge, über den zagenden Klang ihrer Stimme, nahm er Platz und suchte in ihren Augen, die sich langsam mit Tränen füllten.

„Sonja", preßte er gerührt hervor, „was bewegt dich in dieser Stunde? Geht auch dir der Verlust unseres Erbstückes so nahe? — Sprich Sonja!" Das Freundliche in seiner Stimme machte ihr Mut und gab ihr die Kraft, ihre Verfehlungen einzugestehen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Erschüttert lauschte der Herzog den Selbstanklagen seiner Gattin, die neben seinem Stuhl auf die Knie gesunken war und das Gesicht in seinem Schoß barg. Zwar den tiefen Kummer über den Leichtsinn seiner Gemahlin vermochte er nicht zu verbergen; aber als es ihm zur Gewißheit wurde, daß der Familienschmuck der Castleforths nicht verloren war, färbte eine freudige Röte sein Gesicht und seine Brust hob sich unter einem erleichterten Seufzer.

„Und nun sprich dein Urteil!" flüsterte Sonja Castleforth am Ende ihres Geständnisses, und ihre Augen hingen in banger Erwartung an dem Mund ihres Gemahls.

William Castleforth hob ihren Kopf und senkte seinen Blick fest in den ihren, als wollte er in den Tiefen ihrer Seele lesen.

Nach sekundenlanger Pause, die Sonja Castleforth wie eine Ewigkeit dünkte, entgegnete er: „Sonja, ich will noch einmal an dich glauben — und was gewesen ist, soll vergessen sein! Dadurch, daß du den Mut gehabt hast, deine Schuld freiwillig zu gestehen, hast du bewiesen, daß du über Willenskraft verfügst. Und diese Willenskraft wird dich hoffentlich auch befähigen, dem Versucher zu widerstehen und die unselige Spielleidenschaft zu bekämpfen. — Willst du mir das Versprechen geben?" — —

„Ja, ich verspreche es dir!" hauchte Sonja Castleforth und schmiegte sich fester an seine Brust. Er aber zog sie in seine Arme und seine Lippen preßten sich in versöhnendem Kusse auf ihre weiße Stirn.

Das Pumpgenie.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Cand. jur. Fritz Müller war wieder einmal in einer „momentanen Verlegenheit", aus der er sich keinen anderen Ausweg wußte, als durch einen möglichst ausgiebigen Pumpversuch. In ursächlichem Zusammenhang mit dieser neuerlichen Finanznot des bedrängten Bruders Studio stand zunächst eine Schneiderrechnung, die der Verjährung nahe war, dann ein sackgrober Brief eines ehrsamen Schuhmachermeisters, der mit dem Gericht drohte, falls es der säumige Schuldner nicht vorzog, die Rechnung „auf friedlichem Wege" zu begleichen, und nicht zuletzt die immer dringlicher vorgebrachte Forderung seiner Hauswirtin, die seit drei Monaten auf „Befriedigung ihres Mietzinsguthabens" wartete und seit einigen Tagen das Frühstück nicht mehr selber brachte, sondern zum Zeichen ihrer grollenden Zurückhaltung durch ihren dienstbaren Geist auftragen ließ.

Der ahnungsvolle Studio wußte sich diese Stille vor dem Sturm richtig zu deuten und beschloß, an ein mitfühlendes Menschenherz — mit entsprechenden Moneten natürlich — zu rühren, um dem Ausbrechen des drohenden Unwetters noch rechtzeitig vorzubeugen.

Die Liste der „pumpfähigen" Bekannten war nicht groß. Seine Freunde befanden sich, zumal jetzt gegen den „Letzten" zu, in ähnlichen Lagen, wie er selbst. Bekannte oder Verwandte hatte er nicht in der Stadt, und so mußte eben wieder einer der „alten Herren" seiner Verbindung herhalten.

Aber welcher?

Es waren ihrer nicht viele, die in der Universitätsstadt selbst in Amt und Würden waren, und von diesen wenigen waren die meisten — wovon er sich selbst zu seinem Bedauern bei früheren Anlässen überzeugen mußte — gegen jeden Annäherungsversuch in puncto pumpi gefeit wie Panzerplatten gegen Holzholzen.

Und der geringe Rest jener Männer, die hinter besagten Panzerplatten ein fühlend Menschenherz hatten, waren von dem findigen Rechtsbeflissenen bereits bei früheren „momentanen Verlegenheiten" mit Erfolg angepumpt worden, restlos — bis auf einen, den Postrat Brunner, zu dem er in absehbarer Zeit in andere Beziehungen zu treten hoffte.

Denn dieser Postrat Brunner hatte eine einzige, bildhübsche und — wie sich vermuten ließ — auch schwerreiche Tochter, die bei festlichen Gelegenheiten wie Ball und Stiftungsfeier in der Verbindung regelmäßig als Couleurdame des schneidigen Seniors cand. jur. Fritz Müller fungierte und beim letzten Fastnachtkränzchen erst als Ballkönigin an der Seite des flotten Seniors geglänzt hatte. Zu diesen rein äußerlichen Beziehungen zwischen den beiden jungen Leuten gesellte sich naturgemäß bald jene innere Harmonie, die sich in heimlichen Rendezvous und roman-

farbenen postlagernden Briefen äußerte.

Die nähere Ueberlegung dieses Tatbestandes ließ es dem angehenden Juristen geraten erscheinen, seinen neuerlichen Pump überall eher anzulegen, als im Hause seines künftigen Schwiegervaters, des Postrates Brunner, der ihm persönlich sehr zugetan war.

Aber eine noch gründlichere Ueberlegung sagte ihm, daß ihm kein anderer Ausweg blieb, als — halt doch zum alten Herrn Postrat Brunner zu gehen, zunächst besuchsweise, und das Weitere würde sich an Ort und Stelle finden.

Also ging er den schweren Gang, der weiter nicht auffiel, da er im Hause des väterlichen Freundes ein gern gesehener Gast war.

Freilich hatten die Eltern des Mädchens noch keine Ahnung von den wirklichen Beziehungen ihrer Tochter zum Musensohne, durften keine haben, da die jungen Leute nur zu gut wußten, daß die „Alten", nämlich die Frau Postratin, eine Liebschaft ins Ungewisse nicht billigt und eine Verlobung vor dem Examen keinesfalls zugegeben hätten.

Und Herr Fritz dachte ja auch selbst noch nicht soweit, da ihm zunächst daran lag, seine finanziellen Angelegenheiten ins Reine zu bringen.

Aber siehe nach dem Mittagessen, als er mit dem „alten Herrn" allein bei einer Zigarre und einem alten Kognak saß und die Rede über schlechte Zeiten, schwierige Lage des akademischen Studiums und miserable Berufsaussichten ging, und der Postrat den jungen Bundesbruder fast ein wenig bemitleidete — in diesem Augenblick schwenkte der Studio von der Not der Zeit auf seine eigene momentane Verlegenheit ab, und im nächsten Augenblick rollten zehn große Goldstücke aus der Hand des alten Herrn in seine Tasche — leihweise, in einigen Wochen rückzahlbar. So leicht und einfach war alles vor sich gegangen, daß der glückliche Empfänger beschloß, bei der nächsten Gelegenheit wieder . . .

Aber bis dahin hatte es noch Zeit.

In den folgenden Tagen erhielt ein gewisser Schneidermeister eine Abschlagszahlung, ein sackgrober Schuster verwandelte sich in den freundlichsten Menschen von der Welt, und eine Hauswirtin trug dem „Herrn Doktor" das Frühstück wieder eigenhändig auf. Von den 200 Mark verblieben sogar noch eine Menge Früh- und Dämmerschoppen und ein paar heimliche Kinobesuche, wo man zu zweit im Dunkel saß, sich die Hände drückte und ein erhebendes Schauspiel vor Augen sah, in dem nicht das Geld glücklich machte, sondern die Liebe ganz allein . . .

So vergingen die Wochen in eitel Lust und Freude und Herr Fritz dachte in der Freude seines Herzens nicht daran, daß er das Geld jemand schuldig war und wieder zurückzahlen mußte, bis ihn eines Tages ein Brief aus allen Himmeln riß, ein Mahnbrief des Postrates.

Zwei, drei Tage sann der Unglückliche über neue Möglichkeiten, sich heraus zu winden und dem alten Herrn das Darlehen zurückgeben zu können, da traf ein zweiter Brief ein, noch dazu ein eingeschriebener!

Herrn Fritz war es gewiß, — dieser Brief enthält ein Ultimatum, das er zwar nicht erwartet hätte, am wenigsten von einem Angehörigen seiner Verbindung, das aber immerhin begreiflich war, wenn man die Tatsache in gerechte Erwägung zog, daß es vielleicht unter dem Einfluß einer besseren Ehehälfte diktiert war, und daß unter solchen Umständen humane Posträte auf den Verkehrston sackgrober Schuhmachermeister herabsinken können.

In Erwartung eines solchen Ultimatums öffnete der enttäuschte Studio endlich den „Eingeschriebenen". Aber was war das?

Zwei blitzblaue Banknoten lugten aus dem roten Umschlag —!

Aber der beigelegte Brief enthielt des Rätsels Lösung.

Der Ueberraschte las:

Lieber Freund!

Verzeihe mir, wenn ich Dich heute noch einmal mahnen muß, mir die schuldigen 200 Mark zurückzugeben. Ich habe nämlich meiner Frau das Darlehen an Dich nicht gut verheimlichen können, habe ihr aber zur Beruhigung gesagt, daß Du das Geld im Laufe der nächsten vier Wochen — vom Pumptage an — bestimmt zurückgeben wirst. Da diese Frist ohne befriedigendes Ergebnis bereits abgelaufen ist, liegt mir meine Frau fortwährend mit Vorwürfen in den Ohren: Vorwürfe zum Frühstück, Vorwürfe zum Mittag, Vorwürfe zum Abendtisch, Vorwürfe selbst zur Nachtruhe.

Du kennst eben die Frauen noch nicht.

Selbstverständlich hätte ich Dich persönlich in keiner Weise gedrängt, zumal ich weiß, daß Du mit Deinem Monatswechsel unmöglich auskommen kannst. Nur um mir die nach der Tagesplackerei so nötige Ruhe zu verschaffen und Deinen Ruf in den Augen meiner Ehelichsten, die bisher nur mit der größten Hochachtung von Dir sprach, wieder herzustellen, habe ich von meinem heimlichen Bankguthaben zweihundert Mark abgehoben. Ich lege Dir die Summe bei,

damit Du sie sofort an mich abgeben lassen kannst.

Mit bundesbrüderlichem Gruß und Handschlag

Dein alter Postrat
vulgo Spundloch."

„P. S. Meine Frau darf von Gegenwärtigem natürlich nichts wissen! Richte Dein Schreiben darnach! Der Obige."

Nachdem sich der Studio von seinem grenzenlosen Staunen etwas erholt hatte, las er den Brief noch einmal. Und seine Blicke hafteten überlegend an dem Satze: „Selbstverständlich hätte ich Dich persönlich in keiner Weise gedrängt, zumal ich weiß, daß Du mit Deinem Monatswechsel auskommen kannst . . ."

Da war vielleicht ein Anknüpfungspunkt für seinen Antwortbrief.

Denn es war wieder einmal um die Zeit, daß Herr Fritz in einer neuen momentanen Verlegenheit war, die in Anbetracht des persönlichen Wohlwollens und des heimlichen Bankguthabens — Herr Fritz dachte zu diesem Wort ein, zwei, drei Ausrufezeichen — des Herrn Postrates etwas lichtvoller war als frühere Anläße ähnlicher Art — zumal im Anblick der zwei funkelnagelneuen Hunderter, denen man es ordentlich ansah, daß sie geradewegs aus dem Bankhaus kamen. Vielleicht waren sie die Vorboten einer neuen glücklicheren Aera . . .

Und so setzte sich Herr Fritz hin und schrieb sogleich den im posträtlichen Postskriptum angeratenen Brief, seinen Antwortbrief, von dem er wohl wußte, daß er zuerst in die Hände der Frau Posträtin kommen und von ihr auch zuerst gelesen würde.

Hochverehrter Herr Postrat!
Lieber Bundesbruder und väterlicher Freund!

So überaus peinlich es mir schon war, Dich in einer Geldangelegenheit belästigt zu haben, um so viel peinlicher noch ist mir der Umstand, daß ich Dir erst heute, wenige Tage über dem vereinbarten Termin, zunächst die Hälfte Deines Darlehens, also 100 Mark, mit Worten einhundert Mark, zurückgeben kann. Wie Du weißt, verfüge ich als Sohn einer Beamtenwitwe nur über einen sehr geringen Monatswechsel. Auch ist eine in Aussicht gestellte Unterstützung von befreundeter Seite, auf die ich sicher gezählt hatte, nicht eingetroffen, und meine liebe Mutter, die noch für drei Geschwister zu sorgen hat, darf ich als dankbarer Sohn nicht behelligen.

Ich bitte Dich daher, mir die noch restlichen 100 Mark, mit Worten einhundert Mark, noch nachzusehen und mir mitzuteilen, ob Du vielleicht mit Ratenzahlung einverstanden bist.

Ich bitte Dich um das eine besonders, Deiner von mir hochverehrten Frau nichts von Deinem Darlehen an mich zu sagen. Ich würde diese Beschämung nicht ertragen können und Dein so gastliches Haus dauern meiden müssen. Im übrigen kennst Du mich so gut, daß Du weißt, daß Dir Dein Guthaben von mir unter allen Umständen sicher ist. Ich werde alles daran setzen, es Dir sobald als möglich geben zu können.

In aller Dankbarkeit bin ich mit bundesbrüderlichem Gruß und Handschlag

Dein ergebenster
cand. jur. Fritz Müller,
vulgo Schampus."

Als der Herr Postrat an jenem Abend vom Amte heimkam, leuchteten ihm zwei strahlende Frauenaugen entgegen. Und ein holder Frauenmund sprach überzeugungsvoll: „Wir, daß heißt ich, habe ihm bitter Unrecht getan."

„Wem?"

„Nun, dem Herrn Fritz."

„So, hat er das Geld schon geschickt?"

„Ja, nicht alles, vorläufig hundert Mark."

„Was, nur hundert Mark?" meinte der Herr Postrat in ehrlichem Erstaunen; er war wirklich überrascht.

„Reg Dich nicht auf, Männchen! Ich glaube, Du könntest ihm die andere Hälfte ruhig schenken Herr Fritz . . ."

„. . . Müller", ergänzte der Postrat, dem der vertrauliche Ton seiner Frau bei Nennung dieses Namens als Neues auffiel.

„Herr Fritz ist ein goldiger Mensch, ein Ehrenmann durch und durch. Ein junger Mann, der so zart und rücksichtsvoll von seiner Mutter schreibt, wie Herr Fritz, wird auch seine Frau einmal auf Händen tragen und in allen Ehren halten. Und wenn Herr Fritz heute käme und um die Hand unseres Kindes anhielte, ich würde keinen Augenblick zögern, jetzt schon meinen Segen zu geben."

„Was — soweit ist es?"

„Noch nicht ganz. Aber ich habe heute mit unserem Kinde über gewisse Dinge gesprochen, von denen ihr Männer nicht allzu viel versteht, und da hat sie mir gestanden, zu meiner Freude und Genugtuung, daß sie und Herr Fritz längst heimlich einverstanden sind. Da, lies den Brief."

Und der Herr Postrat las. Und als er gelesen hatte, wandte er sich um und lachte ein unterdrücktes grimmiges Lachen in den Vorhang hinein, daß es die Frau und die errötende Toch-